JMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR. OTTO RANK u. DR. HANNS SACHS



VIII. BAND 1922 HEFT 1

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG, Hospitalstraße 10 / WIEN VII, Andreasgasse 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

Herausgegeben von Prof. Dr. SIGM. FREUD

4 Hefte jährlich im Gesamtumfange von mindestens 32 Bogen

Bezugspreis pro Band:

		Bd. VIII (1922) Abonnement	Frühere Bände (soweit vorhanden) in Heften	Halbleinen	Halbleder
Deutschland, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien, Polen	Mark	130·—	120·—	140·—	180·—
Tschecho-Slowakei	č. Kronen	65·—	60·—	70·—	90·—
Deutschösterreich	Kronen	4800·—	4000·—	5000·—	6600·—
Schweiz	Franken	20·—	20·—	25·—	28·—
Holland	Gulden	12·—	12·—	14·—	16·—
England	Shilling	25·—	25·—	30·—	32·6d
Vereinigte Staaten	Dollar	5·—	5·—	6·—	6·50
Frankreich, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Japan	Mark	390·—	360·—	420·—	540·—
Italien, Spanien, Südamerika .	Mark	286·—	264·—	308·—	396·—

Mitglieder der »Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung« beziehen die Zeitschrift im Wege ihrer Ortsgruppe zum ermäßigten Preise.

Für Studierende und Lehrer aller Grade ermäßigter Preis beim direkten Bezug vom Verlage.

Die gleichen Preise und Bezugsbedingungen gelten für die im VIII. Jahrgang erscheinende

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

Offizielles Organ der »Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung«

Herausgegeben von Prof. Dr. SIGM. FREUD

Unter Mitwirkung von K. ABRAHAM (Berlin), Dr. J. van EMDEN (Haag), Dr. S. FERENCZI (Budapest), Dr. E. HITSCHMANN (Wien), Dr. ERNEST JONES (London) und Dr. E. OBERHOLZER (Zürich), redigiert von Dr. OTTO RANK.

4 Hefte jährlich im Gesamtumfang von mindestens 32 Bogen

Alle für die Redaktion der »Imago« bestimmten Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. OTTO RANK, Wien I, Grünangergasse 3–5.

Manuskripte sind vollkommen druckfertig einzusenden.

Von den Originalarbeiten erhalten die Mitarbeiter je 25 Separatabzüge gratis geliefert.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SCHRIFTLEITUNG: DR. OTTO RANK / DR. HANNS SACHS

VIII. 1. 1922

Traum und Telepathie.

(Vortrag in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung.)

Von SIGM. FREUD.

Eine Ankündigung wie die meinige muß in diesen Zeiten, die so voll sind von Interesse für die sogenannt okkulten Phänomene, ganz bestimmte Erwartungen erwecken. Ich beeile mich also, diesen zu widersprechen. Sie werden aus meinem Vortrag nichts über das Rätsel der Telepathie erfahren, nicht einmal Aufschluß darüber erhalten, ob ich an die Existenz einer »Telepathie« glaube oder nicht. Ich habe mir hier die sehr bescheidene Aufgabe gestellt, das Verhältnis der telepathischen Vorkommnisse, welcher Herkunft immer sie sein mögen, zum Traum, genauer: zu unserer Theorie des Traumes, zu untersuchen. Es ist Ihnen bekannt, daß man die Beziehung zwischen Traum und Telepathie gemeinhin für eine sehr innige hält; ich werde vor Ihnen die Ansicht vertreten, daß die beiden wenig miteinander zu tun haben, und daß, wenn die Existenz telepathischer Träume sichergestellt würde, dies an unserer Auffassung des Traumes nichts zu ändern brauchte.

Das Material, das dieser Mitteilung zugrunde liegt, ist sehr klein. Ich muß vor allem meinem Bedauern Ausdruck geben, daß ich nicht wie damals, als ich die »Traumdeutung« (1900) schrieb, an eigenen Träumen arbeiten konnte. Aber ich habe nie einen »telepathischen« Traum gehabt. Nicht etwa, daß es mir an Träumen

gefehlt hätte, welche die Mitteilung enthielten, an einem gewissen entfernten Ort spiele sich ein bestimmtes Ereignis ab, wobei es der Auffassung des Träumers überlassen ist, zu entscheiden, ob das Ereignis eben jetzt eintrete oder zu irgend einer späteren Zeit; auch Ahnungen entfernter Vorgänge mitten im Wachleben habe ich oft verspürt, aber alle diese Anzeigen, Vorhersagen und Ahnungen sind, wie wir uns ausdrücken: nicht eingetroffen; es zeigte sich, daß ihnen keine äußere Realität entsprach, und sie mußten darum als rein subjektive Erwartungen aufgefaßt werden.

Ich habe z. B. einmal während des Krieges geträumt, daß einer meiner an der Front befindlichen Söhne gefallen sei. Der Traum sagte dies nicht direkt, aber doch unverkennbar, er drückte es mit den Mitteln der bekannten, zuerst von W. Stekel angegebenen Todessymbolik aus. (Versäumen wir nicht, hier die oft unbequeme Pflicht literarischer Gewissenhaftigkeit zu erfüllen!) Ich sah den jungen Krieger an einem Landungssteg stehen, an der Grenze von Land und Wasser; er kam mir sehr bleich vor, ich sprach ihn an, er aber antwortete nicht. Dazu kamen andere nicht mißverständliche Anspielungen. Er trug nicht militärische Uniform, sondern ein Skifahrerkostüm, wie er es bei seinem schweren Skiunfall mehrere Jahre vor dem Krieg getragen hatte. Er stand auf einer schemelartigen Erhöhung vor einem Kasten, welche Situation mir die Deutung des »Fallens« mit Hinsicht auf eine eigene Kindheitserinnerung nahe legen mußte, denn ich selbst war als Kind von wenig mehr als zwei Jahren auf einen solchen Schemel gestiegen, um etwas von einem Kasten herunterzuholen – wahrscheinlich etwas Gutes – bin dabei umgefallen und habe mir eine Wunde geschlagen, deren Spur ich noch heute zeigen kann. Mein Sohn aber, den jener Traum totsagte, ist heil aus den Gefahren des Krieges zurückgekehrt.

Vor kurzem erst habe ich einen anderen Unheil verkündenden Traum gehabt, ich glaube, es war, unmittelbar ehe ich mich zur Abfassung dieser kleinen Mitteilung entschloß; diesmal war nicht viel Verhüllung aufgewendet worden; ich sah meine beiden in England lebenden Nichten, sie waren schwarz gekleidet und sagten mir: am Donnerstag haben wir sie begraben. Ich wußte, daß es sich um den Tod ihrer jetzt siebenundachtzigjährigen Mutter, der Frau meines verstorbenen ältesten Bruders, handle.

Es gab natürlich eine Zeit peinlicher Erwartung bei mir; das plötzliche Ableben einer so alten Frau wäre ja nichts Überraschen-

des und es wäre doch so unerwünscht, wenn mein Traum gerade mit diesem Ereignis zusammenträfe. Aber der nächste Brief aus England zerstreute diese Befürchtung. Für alle diejenigen, welche um die Wunschtheorie des Traumes besorgt sind, will ich die beruhigende Versicherung einschalten, daß es der Analyse nicht schwer geworden ist, auch für diese Todesträume die zu vermutenden unbewußten Motive aufzudecken.

Unterbrechen Sie mich jetzt nicht mit dem Einwand, daß solche Mitteilungen wertlos sind, weil negative Erfahrungen hier so wenig, wie auf anderen minder okkulten Gebieten, irgend etwas beweisen können. Ich weiß das auch selbst und habe diese Beispiele auch gar nicht in der Absicht angeführt, um einen Beweis zu geben oder eine bestimmte Einstellung bei Ihnen zu erschleichen. Ich wollte nur die Einschränkung meines Materials rechtfertigen.

Bedeutsamer erscheint mir allerdings eine andere Tatsache, daß ich nämlich während meiner ungefähr siebenundzwanzigjährigen Tätigkeit als Analytiker niemals in die Lage gekommen bin, bei einem meiner Patienten einen richtigen telepathischen Traum mitzuerleben. Die Menschen, an denen ich arbeitete, waren doch eine gute Sammlung von schwer neuropathischen und »hochsensitiven« Naturen; viele unter ihnen haben mir die merkwürdigsten Vorkommnisse aus ihrem früheren Leben erzählt, auf die sie ihren Glauben an geheimnisvolle okkulte Einflüsse stützten. Ereignisse wie Unfälle, Erkrankungen naher Angehöriger, insbesondere Todesfälle eines Elternteiles, haben sich während der Kur oft genug zugetragen und dieselbe unterbrochen, aber nicht ein einziges Mal verschafften mir diese ihrem Wesen nach so geeigneten Zufälle die Gelegenheit, eines telepathischen Traumes habhaft zu werden, obwohl die Kur sich über halbe, ganze Jahre und eine Mehrzahl von Jahren ausdehnte. Um die Erklärung dieser Tatsache, die wiederum eine Einschränkung meines Materials mit sich bringt, möge sich bemühen, wer immer will. Sie werden sehen, daß sie selbst für den Inhalt meiner Mitteilung nicht in Betracht kommt.

Ebensowenig kann mich die Frage in Verlegenheit bringen, warum ich nicht aus der reichen Fülle der in der Literatur niedergelegten telepathischen Träume geschöpft habe. Ich hätte nicht lange zu suchen gehabt, da mir die Veröffentlichungen der englischen wie der amerikanischen Society for Psychical Research als deren Mitglied zu Gebote stehen. In all diesen Mitteilungen wird

eine analytische Würdigung der Träume, wie sie uns in erster Linie interessieren muß, niemals versucht[1]. Anderseits werden Sie bald einsehen, daß den Absichten dieser Mitteilung auch durch ein einziges Traumbeispiel Genüge geleistet wird.

Mein Material besteht also einzig und allein aus zwei Berichten, die ich von Korrespondenten aus Deutschland erhalten habe. Die Betreffenden sind mir persönlich nicht bekannt, sie geben aber Namen und Wohnort an; ich habe nicht den mindesten Grund an eine irreführende Absicht der Schreiber zu glauben.

I. Mit dem einen der beiden stand ich schon früher in Briefverkehr; er war so liebenswürdig, mir, wie es auch viele andere Leser tun, Beobachtungen aus dem Alltagsleben und ähnliches mitzuteilen. Diesmal stellt der offenbar gebildete und intelligente Mann mir sein Material ausdrücklich zur Verfügung, wenn ich es »literarisch verwerten« wollte.

Sein Brief lautet:

»Nachstehenden Traum halte ich für interessant genug, um ihn Ihnen als Material für Ihre Studien zu liefern.

Vorausschicken muß ich: Meine Tochter, die in Berlin verheiratet ist, erwartet Mitte Dezember d. J. ihre erste Niederkunft. Ich beabsichtige, mit meiner (zweiten) Frau, der Stiefmutter meiner Tochter, um diese Zeit nach Berlin zu fahren. In der Nacht vom 16. auf 17. November träume ich, und zwar so lebhaft und anschaulich wie sonst nie, daß meine Frau Zwillinge geboren hat. Ich sehe die beiden prächtig ausschauenden Kinder mit ihren roten Pausbacken deutlich nebeneinander in ihrem Bettchen liegen, das Geschlecht stelle ich nicht fest, das eine mit semmelblondem Haar trägt deutlich meine Züge, gemischt mit Zügen meiner Frau, das andere mit kastanienbraunem Haar, trägt deutlich die Züge meiner Frau, gemischt mit Zügen von mir. Ich sage zu meiner Frau, die rotblondes Haar hat, wahrscheinlich wird das kastanienbraune Haar »deines« Kindes später auch rot werden. Meine Frau gibt den Kindern die Brust. Sie hatte in einer Waschschüssel Marmelade gekocht (auch Traum) und beide Kinder klettern auf allen vieren in der Schüssel herum und lecken sie aus.

Dies der Traum. Vier- oder fünfmal bin ich dabei halb erwacht, frage mich, ob es wahr ist, daß wir Zwillinge bekommen haben, komme aber doch nicht mit voller Sicherheit zu dem Ergebnis, daß ich nur geträumt habe. Der Traum dauert bis zum Erwachen und auch danach dauert es eine Weile, bis ich mir über die Wahrheit klar geworden bin. Beim Kaffee erzähle ich meiner Frau den Traum, der sie sehr belustigt. Sie meint: Ilse (meine Tochter) wird doch nicht etwa

[1] In zwei Schriften des oben genannten Autors W. Stekel (»Der telepathische Traum«, Berlin, ohne Jahreszahl und »Die Sprache des Traumes«, zweite Auflage 1922) finden sich wenigstens Ansätze zur Anwendung der analytischen Technik auf angeblich telepathische Träume. Der Autor bekennt sich zum Glauben an die Realität der Telepathie.

Zwillinge bekommen? Ich erwidere: Das kann ich mir kaum denken, denn weder in meiner noch in Gs. ⟨ihres Mannes⟩ Familie sind Zwillinge heimisch. Am 18. November früh zehn Uhr erhalte ich ein nachmittags vorher aufgegebenes Telegramm meines Schwiegersohnes, in dem er mir die Geburt von Zwillingen, eines Knaben und eines Mädchens anzeigt. Die Geburt ist also in der Zeit vor sich gegangen, wo ich träumte, daß meine Frau Zwillinge bekommen habe. Die Niederkunft ist vier Wochen früher erfolgt, als wir alle auf Grund der Vermutungen meiner Tochter und ihres Mannes annahmen.

Und nun weiter: In der nächsten Nacht träume ich, meine verstorbene Frau, die Mutter meiner Tochter, habe achtundvierzig neugeborene Kinder in Pflege genommen. Als das erste Dutzend eingeliefert wird, protestiere ich. Damit endet der Traum.

Meine verstorbene Frau war sehr kinderlieb. Oft sprach sie davon, daß sie eine ganze Schar um sich haben möchte, je mehr desto lieber, daß sie sich als Kindergärtnerin ganz besonders eignen und wohlfühlen würde. Kinderlärm und Geschrei war ihr Musik. Gelegentlich lud sie auch einmal eine ganze Schar Kinder aus der Straße und traktierte sie auf dem Hof unserer Villa mit Schokolade und Kuchen. Meine Tochter hat nach der Entbindung und besonders nach der Überraschung durch das vorzeitige Eintreten, durch die Zwillinge und die Verschiedenheit des Geschlechts gewiß gleich an ihre Mutter gedacht, von der sie wußte, daß sie das Ereignis mit lebhafter Freude und Anteilnahme aufnehmen werde. »Was würde erst Mutti sagen, wenn sie jetzt an meinem Wochenbett stände?« Dieser Gedanke ist ihr zweifellos durch den Kopf gegangen. Und ich träume nun diesen Traum von meiner verstorbenen ersten Frau, von der ich sehr selten träume, nach dem ersten Traum aber auch nicht gesprochen und mit keinem Gedanken an sie gedacht habe.

Halten Sie das Zusammentreffen von Traum und Ereignis in beiden Fällen für Zufall? Meine Tochter, die sehr an mir hängt, hat in ihrer schweren Stunde sicher besonders an mich gedacht, wohl auch, weil ich oft mit ihr über Verhalten in der Schwangerschaft korrespondiert und ihr immer wieder Ratschläge gegeben habe.«

Es ist leicht zu erraten, was ich auf diesen Brief antwortete. Es tat mir leid, daß auch bei meinem Korrespondenten das analytische Interesse vom telepathischen so völlig erschlagen worden war; ich lenkte also von seiner direkten Frage ab, bemerkte, daß der Traum auch sonst noch allerlei enthielt, außer seiner Beziehung zur Zwillingsgeburt, und bat, mir jene Auskünfte und Einfälle mitzuteilen, die mir eine Deutung des Traumes ermöglichen könnten.

Daraufhin erhielt ich den nachstehenden zweiten Brief, der meine Wünsche freilich nicht ganz befriedigte:

»Erst heute komme ich dazu, Ihren freundlichen Brief vom 24. d. M. zu beantworten. Ich will Ihnen gern »lückenlos und rückhaltlos« alle Assoziationen, auf die ich komme, mitteilen. Leider ist es nicht viel geworden, bei einer mündlichen Aussprache käme mehr heraus.

Also! Meine Frau und ich wünschen uns keine Kinder mehr. Wir verkehren auch so gut wie gar nicht geschlechtlich miteinander, wenigstens lag zur Zeit des Traumes keinerlei »Gefahr« vor. Die Niederkunft meiner Tochter, die Mitte Dezember erwartet wurde, war natürlich öfter Gegenstand unserer Unterhaltung. Meine Tochter war im Sommer untersucht und geröntgt worden, dabei stellte der Untersuchende fest, daß es ein Junge werde. Meine Frau äußerte gelegentlich: »Ich würde lachen, wenn es nun doch ein Mädchen würde.« Sie meinte auch gelegentlich, es wäre besser, wenn es ein H. als ein G. (Name meines Schwiegersohnes) würde, meine Tochter ist hübscher und stattlicher in der Figur als mein Schwiegersohn, obgleich er Marineoffizier war. Ich beschäftigte mich mit Vererbungsfragen und habe die Gewohnheit, mir kleine Kinder darauf anzusehen, wem sie gleichen. Noch eins! Wir haben ein kleines Hündchen, das abends mit am Tisch sitzt, sein Futter bekommt und Teller und Schüsseln ausleckt. All dieses Material kehrt im Traum wieder.

Ich habe kleine Kinder gern und schon oft gesagt, ich möchte noch einmal so ein Wesen aufziehen, jetzt wo man es mit sehr viel mehr Verständnis, Interesse und Ruhe vermag, aber mit meiner Frau, die nicht die Fähigkeiten zur vernünftigen Erziehung eines Kindes besitzt, möchte ich keins zusammen haben. Nun beschert mir der Traum zwei — das Geschlecht habe ich nicht festgestellt. Ich sehe sie noch heute im Bett liegen und erkenne scharf die Züge, das eine mehr »Ich«, das andere mehr meine Frau, jedes aber kleine Züge vom andern Teil. Meine Frau hat rotblondes Haar, eines der Kinder aber kastanien- (rotes) braunes. Ich sage: »Na, das wird später auch noch rot werden.« Die beiden Kinder kriechen in einer großen Waschschüssel, in der meine Frau Marmelade gerührt hat, herum und lecken den Boden und die Ränder ab (Traum). Die Herkunft dieses Details ist leicht erklärlich, wie der Traum überhaupt nicht schwer verständlich und deutbar ist, wenn er nicht mit dem wider Erwarten frühen Eintreten der Geburt meiner Enkel (drei Wochen zu früh) zeitlich fast auf die Stunde (genau kann ich nicht sagen, wann der Traum begann, um neun und viertel zehn wurden meine Enkel geboren, um elf etwa ging ich zu Bett und nachts träumte ich) zusammengetroffen wäre und wir nicht schon vorher gewußt hätten, daß es ein Junge werden würde. Freilich kann wohl der Zweifel, ob die Feststellung richtig gewesen sei — Junge oder Mädchen — im Traume Zwillinge auftreten lassen, es bleibt aber immer noch das zeitliche Zusammentreffen des Traumes von den Zwillingen mit dem unerwarteten und drei Wochen zu frühen Eintreffen von Zwillingen bei meiner Tochter.

Es ist nicht das erste Mal, daß Ereignisse in der Ferne sich mir bewußt machen, ehe ich die Nachricht erhalte. Eines unter zahlreichen! Im Oktober besuchten mich meine drei Brüder. Wir haben uns seit dreißig Jahren nicht wieder zusammen (der eine den andern natürlich öfter) gesehen, nur einmal ganz kurz beim Begräbnis meines Vaters und dem meiner Mutter. Beider Tod war zu erwarten, in keinem Falle habe ich »vorgefühlt«. Aber als vor zirka fünfundzwanzig Jahren mein jüngster Bruder im zehnten Lebensjahr plötzlich und unerwartet starb, kam mir, als mir der Briefbote die Postkarte mit der Nachricht von seinem Tode übergab, ohne daß ich einen Blick darauf geworfen hatte, sofort der Gedanke: Da steht darauf, daß dein Bruder gestorben ist. Er war doch allein im Elternhaus, ein kräftiger gesunder Bub, während wir vier älteren

Brüder alle vom Elternhaus schon flügge geworden und abwesend waren. Zufällig kam das Gespräch beim Besuch meiner Brüder jetzt auf dieses mein Erlebnis damals, und alle drei Brüder kamen nun wie auf Kommando mit der Erklärung heraus, daß ihnen damals genau dasselbe passiert sei wie mir. Ob auf dieselbe Weise, kann ich nicht mehr sagen, jedenfalls erklärte jeder, den Tod vorher als Gewißheit im Gefühl gehabt zu haben, ehe die bald darauf eintreffende und gar nicht zu erwartende Nachricht ihn angezeigt hatte. Wir sind alle vier von Mutters Seite her sensible Naturen, große kräftige Menschen dabei, aber keiner etwa spiritistisch oder okkultistisch angehaucht, im Gegenteil, wir lehnen beides entschieden ab. Meine Brüder sind alle drei Akademiker, zwei Gymnasiallehrer, einer Oberlandmesser, eher Pedanten als Phantasten. — Das ist alles, was ich Ihnen zum Traum zu sagen weiß. Wenn Sie ihn etwa literarisch verwerten wollen, stelle ich ihn gern zur Verfügung.«

Ich muß befürchten, daß Sie sich ähnlich verhalten werden wie der Schreiber der beiden Briefe. Auch Sie werden sich vor allem dafür interessieren, ob man diesen Traum wirklich als eine telepathische Anzeige der unerwarteten Zwillingsgeburt auffassen darf, und gar nicht dazu geneigt sein, ihn wie einen anderen der Analyse zu unterziehen. Ich sehe voraus, daß es immer so sein wird, wenn Psychoanalyse und Okkultismus zusammenstoßen. Die erstere hat sozusagen alle seelischen Instinkte gegen sich, dem letzteren kommen starke, dunkle Sympathien entgegen. Ich werde aber nicht den Standpunkt einnehmen, ich sei nichts als ein Psychoanalytiker, die Fragen des Okkultismus gehen mich nichts an; das würden Sie doch nur als Problemflüchtigkeit beurteilen. Sondern, ich behaupte, daß es mir ein großes Vergnügen wäre, wenn ich mich und andere durch untadelige Beobachtungen von der Existenz telepathischer Vorgänge überzeugen könnte, daß aber die Mitteilungen zu diesem Traum viel zu unzulänglich sind, um eine solche Entscheidung zu rechtfertigen. Sehen Sie, dieser intelligente und an den Problemen seines Traumes interessierte Mann denkt nicht einmal daran, uns anzugeben, wann er die ein Kind erwartende Tochter zuletzt gesehen oder welche Nachrichten er kürzlich von ihr erhalten; er schreibt im ersten Brief, daß die Geburt um einen Monat verfrüht kam, im zweiten sind es aber nur drei Wochen und in keinem erhalten wir Auskunft darüber, ob die Geburt wirklich vorzeitig erfolgte, oder ob sich die Beteiligten, wie es so häufig vorkommt, verrechnet hatten. Von diesen und anderen Details der Begebenheit würden wir aber abhängen, wenn wir die Wahrscheinlichkeit eines dem Träumer unbewußten Abschätzens und Erratens zu erwägen hätten. Ich sagte mir auch, es würde

nichts nützen, wenn ich auf einige solcher Anfragen Antwort bekäme. Im Laufe des angestrebten Beweisverfahrens würden doch immer neue Zweifel auftauchen, die nur beseitigt werden könnten, wenn man den Mann vor sich hätte und alle die dazugehörigen Erinnerungen bei ihm auffrischen würde, die er vielleicht als unwesentlich beiseite geschoben hat. Er hat gewiß Recht, wenn er zu Anfang seines zweiten Briefes sagt, bei einer mündlichen Aussprache wäre mehr herausgekommen.

Denken Sie an einen anderen, ähnlichen Fall, an dem das störende okkultistische Interesse gar keinen Anteil hat. Wie oft sind Sie in die Lage gekommen, die Anamnese und den Krankheitsbericht, den Ihnen ein beliebiger Neurotiker in der ersten Besprechung gab, mit dem zu vergleichen, was Sie nach einigen Monaten Psychoanalyse von ihm erfahren haben. Von der begreiflichen Verkürzung abgesehen, wieviel wesentliche Mitteilungen hat er ausgelassen oder unterdrückt, wieviel Beziehungen verschoben, im Grunde: wieviel Unrichtiges und Unwahres hat er Ihnen das erste Mal erzählt! Ich glaube, Sie werden mich nicht für überbedenklich erklären, wenn ich unter den uns vorliegenden Verhältnissen es ablehne, darüber zu urteilen, ob der uns mitgeteilte Traum einer telepathischen Tatsache entspricht oder einer besonders feinen unbewußten Leistung des Träumers oder einfach als ein zufälliges Zusammentreffen hingenommen werden muß. Unsere Wißbegierde werden wir auf eine spätere Gelegenheit vertrösten, in der uns eine eingehende, mündliche Ausforschung des Träumers vergönnt sein mag. Sie können aber nicht sagen, daß dieser Ausgang unserer Untersuchung Sie enttäuscht hat, denn ich hatte Sie darauf vorbereitet, Sie würden nichts erfahren, was auf das Problem der Telepathie Licht wirft.

Wenn wir jetzt zur analytischen Behandlung dieses Traumes übergehen, so müssen wir von neuem unser Mißvergnügen bekennen. Das Material von Gedanken, die der Träumer an den manifesten Trauminhalt anknüpft, ist wiederum ungenügend, damit können wir keine Traumanalyse machen. Der Traum verweilt z. B. ausführlich bei der Ähnlichkeit der Kinder mit den Eltern, erörtert deren Haarfarbe und die voraussichtliche Wandlung derselben in späteren Zeiten, und zur Aufklärung dieser breit ausgesponnenen Details haben wir nur die dürftige Auskunft des Träumers, er habe sich immer für Fragen der Ähnlichkeit und

Vererbung interessiert; da sind wir doch gewohnt, weitergehende Ansprüche zu stellen! Aber an einer Stelle gestattet der Traum eine analytische Deutung, gerade hier kommt die Analyse, die sonst nichts mit dem Okkultismus zu tun hat, der Telepathie in merkwürdiger Weise zur Hilfe. Dieser einen Stelle wegen nehme ich überhaupt Ihre Aufmerksamkeit für diesen Traum in Anspruch.

Wenn Sie es recht ansehen, so hat ja dieser Traum auf den Namen eines »telepathischen« gar kein Anrecht. Er teilt dem Träumer nichts mit, was sich – seinem sonstigen Wissen entzogen – gleichzeitig an einem anderen Orte vollzieht, sondern was der Traum erzählt, ist etwas ganz anderes als das Ereignis, von dem ein Telegramm am zweiten Tag nach der Traumnacht berichtet. Traum und Ereignis weichen in einem ganz besonders wichtigen Punkt voneinander ab, nur stimmen sie, von der Gleichzeitigkeit abgesehen, in einem anderen, sehr interessanten Element zusammen. Im Traum hat die Frau des Träumers Zwillinge bekommen. Das Ereignis besteht aber darin, daß seine entfernt lebende Tochter Zwillinge geboren hat. Der Träumer übersieht diesen Unterschied nicht, er scheint keinen Weg zu kennen, über ihn hinwegzukommen, und da er nach seiner eigenen Angabe keine okkultistische Vorliebe hat, fragt er nur ganz schüchtern an, ob das Zusammentreffen von Traum und Ereignis im Punkte der Zwillingsgeburt mehr als ein Zufall sein kann. Die psychoanalytische Traumdeutung hebt aber diesen Unterschied zwischen Traum und Ereignis auf und gibt beiden den nämlichen Inhalt. Ziehen wir das Assoziationsmaterial zu diesem Traum zu Rate, so zeigt es uns trotz seiner Spärlichkeit, daß hier eine innige Gefühlsbindung zwischen Vater und Tochter besteht, eine Gefühlsbindung, die so gewöhnlich und natürlich ist, daß man aufhören sollte, sich ihrer zu schämen, die im Leben gewiß nur als zärtliches Interesse zum Ausdruck kommt und ihre letzten Konsequenzen erst im Traume zieht. Der Vater weiß, daß die Tochter sehr an ihm hängt, er ist überzeugt, daß sie in ihrer schweren Stunde viel an ihn gedacht hat; ich meine, im Grunde gönnt er sie dem Schwiegersohn nicht, den er im Briefe mit einigen abschätzigen Bemerkungen streift. Beim Anlaß ihrer (erwarteten oder telepathisch vernommenen) Niederkunft wird im Verdrängten der unbewußte Wunsch rege: Sie sollte lieber meine (zweite) Frau

sein, und dieser Wunsch ist es, der den Traumgedanken entstellt und den Unterschied zwischen dem manifesten Trauminhalt und dem Ereignis verschuldet. Wir haben das Recht, für die zweite Frau im Traume die Tochter einzusetzen. Besäßen wir mehr Material zum Traum, so würden wir diese Deutung gewiß versichern und vertiefen können.

Und nun bin ich bei dem, was ich Ihnen zeigen wollte. Wir haben uns der strengsten Unparteilichkeit bemüht und zwei Auffassungen des Traumes als gleich möglich und gleich unbewiesen gelten gelassen. Nach der ersten ist der Traum die Reaktion auf eine telepathische Botschaft: Deine Tochter bringt eben jetzt Zwillinge zur Welt. Nach der zweiten liegt ihm eine unbewußte Gedankenarbeit zugrunde, die sich etwa derart übersetzen ließe: Heute ist ja der Tag, an dem die Entbindung eintreten müßte, wenn sich die jungen Leute in Berlin wirklich um einen Monat verrechnet haben, wie ich eigentlich glaube. Und wenn meine (erste) Frau noch leben würde, die wäre doch mit einem Enkelkind nicht zufrieden! Für sie müßten es mindestens Zwillinge sein. Hat diese zweite Auffassung Recht, so entstehen keine neuen Probleme für uns. Es ist eben ein Traum wie ein anderer. Zu den erwähnten (vorbewußten) Traumgedanken ist der (unbewußte) Wunsch hinzugetreten, daß keine andere als die Tochter die zweite Frau des Träumers hätte werden sollen, und so ist der uns mitgeteilte manifeste Traum entstanden.

Wollen Sie aber lieber annehmen, daß die telepathische Botschaft von der Entbindung der Tochter an den Schlafenden herangetreten ist, so erheben sich neue Fragen nach der Beziehung einer solchen Botschaft zum Traum und nach ihrem Einfluß auf die Traumbildung. Die Antwort liegt dann sehr nahe und ist ganz eindeutig zu geben. Die telepathische Botschaft wird behandelt wie ein Stück des Materials zur Traumbildung, wie ein anderer Reiz von außen oder innen, wie ein störendes Geräusch von der Straße, wie eine aufdringliche Sensation von einem Organ des Schlafenden. In unserem Beispiel ist es ersichtlich, wie sie mit Hilfe eines lauernden, verdrängten Wunsches zur Wunscherfüllung umgearbeitet wird, und leider weniger deutlich zu zeigen, daß sie mit anderem gleichzeitig rege gewordenem Material zu einem Traum verschmilzt. Die telepathische Botschaft — wenn eine solche wirklich anzuerkennen ist — kann also an der Traum=

bildung nichts ändern, die Telepathie hat mit dem Wesen des Traumes nichts zu tun. Und um den Eindruck zu vermeiden, daß ich hinter einem abstrakten und vornehm klingenden Wort eine Unklarheit verbergen möchte, bin ich bereit zu wiederholen: Das Wesen des Traumes besteht in dem eigentümlichen Prozeß der Traumarbeit, welcher vorbewußte Gedanken ⟨Tagesreste⟩ mit Hilfe einer unbewußten Wunschregung in den manifesten Trauminhalt überführt. Das Problem der Telepathie geht aber den Traum so wenig an wie das Problem der Angst.

Ich hoffe, Sie werden das zugeben, mir aber bald einwenden, es gibt doch auch andere telepathische Träume, in denen kein Unterschied zwischen Ereignis und Traum besteht, und in denen nichts anders zu finden ist als die unentstellte Wiedergabe des Ereignisses. Ich kenne solche telepathische Träume wieder nicht aus eigener Erfahrung, weiß aber, daß sie häufig berichtet worden sind. Nehmen wir an, wir hätten es mit einem solchen unentstellten und unvermischten telepathischen Traum zu tun, dann erhebt sich eine andere Frage: Soll man ein derartiges, telepathisches Erlebnis überhaupt einen »Traum« nennen? Sie werden es ja gewiß tun, solange Sie mit dem populären Sprachgebrauch gehen, für den alles Träumen heißt, was sich während der Schlafzeit in Ihrem Seelenleben ereignet. Sie sagen vielleicht auch: Ich habe mich im Traum herumgewälzt und finden erst recht keine Inkorrektheit darin zu sagen: Ich habe im Traum geweint oder mich im Traum geängstigt. Aber Sie merken doch wohl, daß Sie in all diesen Fällen »Traum« und »Schlaf« oder »Schlafzustand« unterscheidungslos miteinander vertauschen. Ich meine, es wäre im Interesse wissenschaftlicher Genauigkeit, wenn wir »Traum« und »Schlafzustand« besser auseinanderhielten. Warum sollten wir ein Seitenstück zu der von Maeder heraufbeschworenen Konfusion schaffen, der für den Traum eine neue Funktion entdeckte, indem er die Traumarbeit durchaus nicht von den latenten Traumgedanken sondern wollte? Wenn wir also einen solchen reinen telepathischen »Traum« antreffen sollten, so wollen wir ihn doch lieber ein telepathisches Erlebnis im Schlafzustand heißen. Ein Traum ohne Verdichtung, Entstellung, Dramatisierung, vor allem ohne Wunscherfüllung, verdient ja doch nicht diesen Namen. Sie werden mich daran mahnen, daß es noch andere seelische Produktionen im Schlaf gibt, denen man dann das Recht auf den Namen

»Traum« absprechen müßte. Es kommt vor, daß reale Erlebnisse des Tages im Schlaf einfach wiederholt werden, die Reproduktionen traumatischer Szenen im »Traume« haben uns erst kürzlich zu einer Revision der Traumtheorie herausgefordert, es gibt Träume, die sich durch ganz besondere Eigenschaften von der gewohnten Art unterscheiden, die eigentlich nichts anders sind als unversehrte und unvermengte nächtliche Phantasien, den bekannten Tagesphantasien sonst durchaus ähnlich. Es wäre gewiß mißlich, diese Bildungen von der Bezeichnung »Träume« auszuschließen. Aber sie alle kommen doch von innen, sind Produkte unseres Seelenlebens, während der reine »telepathische Traum« seinem Begriff nach eine Wahrnehmung von außen wäre, gegen welche sich das Seelenleben rezeptiv und passiv verhielte.

II. Der zweite Fall, von dem ich Ihnen berichten will, liegt eigentlich auf einer anderen Linie. Er bringt uns keinen telepathischen Traum, sondern einen seit Kindheitsjahren rekurrierenden Traum bei einer Person, die viel telepathische Erlebnisse gehabt hat. Ihr Brief, den ich nachstehend wiedergebe, enthält manches Merkwürdige, worüber uns zu urteilen versagt ist. Einiges davon kann für das Verhältnis der Telepathie zum Traum verwertet werden.

1.

». . . Mein Arzt, Herr Doktor N., riet mir, Ihnen einen Traum zu erzählen, der mich seit ungefähr dreißig bis zweiunddreißig Jahren verfolgt. Ich folge seinem Rate, vielleicht hat der Traum in wissenschaftlicher Beziehung für Sie Interesse. Da nach Ihrer Meinung solche Träume auf ein Erlebnis in sexueller Beziehung während der ersten Kinderjahre zurückzuführen sind, gebe ich Kindheitserinnerungen wieder, es sind Erlebnisse, die heute noch ihren Eindruck auf mich machen und so nachdrücklich gewesen sind, daß sie mir meine Religion bestimmt haben.

Darf ich Sie bitten, mir nach Kenntnisnahme vielleicht mitzuteilen, in welcher Weise Sie sich diesen Traum erklären und ob es nicht möglich ist, ihn aus meinem Leben verschwinden zu lassen, da er mich wie ein Gespenst verfolgt und durch die Umstände, von denen er begleitet ist — ich falle stets aus dem Bette und habe mir schon nicht unerhebliche Verletzungen zugezogen — sehr unangenehm und peinlich für mich ist.

2.

Ich bin siebenunddreißig Jahre alt, sehr kräftig und körperlich gesund, habe außer Masern und Scharlach in der Kindheit eine Nierenentzündung durchgemacht. Im fünften Jahre hatte ich eine sehr schwere Augenentzündung, nach der ein Doppeltsehen zurückblieb. Die Bilder stehen schräg zueinander, die Umrisse des Bildes sind verwischt, weil Narben von Geschwüren die Klarheit be-

einträchtigen. Nach fachärztlichem Urteil ist am Auge aber nichts mehr zu ändern oder zu bessern. Durch das Zukneifen des linken Auges, um klarer zu sehen, hat sich die linke Gesichtshälfte nach oben verzerrt. Ich vermag, durch Übung und Wille, die feinsten Handarbeiten zu machen; ebenso habe ich mir als sechsjähriges Kind das schiefe Sehen vor dem Spiegel weggelernt, so daß heute von dem Augenfehler äußerlich nichts zu sehen ist.

In den frühesten Kinderjahren schon bin ich immer einsam gewesen, habe mich von allen Kindern zurückgezogen und habe schon Gesichte gehabt (hellhören und hellsehen), habe das aber von der Wirklichkeit nicht unterscheiden können und bin deshalb oft in Konflikte geraten, die aus mir einen sehr zurückhaltenden, scheuen Menschen gemacht haben. Da ich schon als kleinstes Kind viel mehr gewußt habe, als ich hatte lernen können, verstand ich einfach die Kinder meines Alters nicht mehr. Ich selbst bin die älteste von zwölf Geschwistern.

Von sechs bis zehn Jahren besuchte ich die Gemeindeschule und dann bis sechzehn Jahre die höhere Schule der Ursulinerinnen in B. Mit zehn Jahren habe ich innerhalb vier Wochen, es waren acht Nachhilfestunden, soviel Französisch nachgeholt, als andere Kinder in zwei Jahren lernen. Ich hatte nur zu repetieren, es war, als ob ich es schon gelernt und nur vergessen hätte. Überhaupt habe ich auch später Französisch nie zu lernen brauchen, im Gegensatz zu Englisch, das mir zwar keine Mühe machte, das mir aber unbekannt war. Ähnlich wie mit Französisch ging es mir mit Latein, das ich eigentlich nie richtig gelernt habe, sondern nur vom Kirchenlatein her kenne, das mir aber vollkommen vertraut ist. Lese ich heute ein französisches Werk, dann denke ich auch sofort in Französisch, während mir das bei Englisch nie passiert, trotzdem ich englisch besser beherrsche. — Meine Eltern sind Bauersleute, die durch Generationen nie andere Sprachen als deutsch und polnisch gesprochen haben.

Gesichte: Zuweilen verschwindet für Augenblicke die Wirklichkeit und ich sehe etwas ganz anderes. In meiner Wohnung sehe ich z. B. sehr oft ein altes Ehepaar und ein Kind, die Wohnung hat dann andere Einrichtung. — Noch in der Heilanstalt kam früh gegen vier Uhr meine Freundin in mein Zimmer, ich war wach, hatte die Lampe brennen und saß am Tische lesend, da ich sehr viel an Schlaflosigkeit leide. Stets bedeutet diese Erscheinung für mich Ärger, auch dieses Mal.

Im Jahre 1914 war mein Bruder im Felde, ich nicht bei den Eltern in B., sondern in Ch. Es war vormittags 10 Uhr, 22. August, da hörte ich »Mutter, Mutter« von der Stimme meines Bruders rufen. Nach zehn Minuten nochmals, habe aber nichts gesehen. Am 24. August kam ich heim, fand Mutter bedrückt und auf Befragen erklärte sie, der Junge hätte sich am 22. August angemeldet. Sie sei vormittags im Garten gewesen, da hätte sie den Jungen »Mutter, Mutter« rufen hören. Ich tröstete sie und sagte ihr nichts von mir. Drei Wochen darauf kam eine Karte meines Bruders an, die er am 22. August zwischen neun und zehn Uhr vormittags geschrieben hatte, kurz darauf starb er.

Am 27. September 1921 meldete sich mir etwas in der Heilanstalt an. Es wurde zwei- bis dreimal an das Bett meiner Zimmerkollegin heftig geklopft. Wir waren beide wach, ich fragte, ob sie geklopft hätte, sie hatte nicht einmal

etwas gehört. Nach acht Wochen hörte ich, daß eine meiner Freundinnen in der Nacht vom 26. auf 27. gestorben wäre.

Nun etwas, was Sinnestäuschung sein soll, Ansichtssache! Ich habe eine Freundin, die sich einen Witwer mit fünf Kindern geheiratet hat, den Mann lernte ich erst durch meine Freundin kennen. In deren Wohnung sehe ich fast jedes Mal, wenn ich bei ihr bin, eine Dame aus- und eingehen. Die Annahme lag nahe, daß das die erste Frau des Mannes sei. Ich fragte gelegentlich nach einem Bilde, konnte aber nach der Photographie die Erscheinung nicht identifizieren. Nach sieben Jahren sehe ich bei einem der Kinder ein Bild mit den Zügen der Dame. Es war doch die erste Frau. Auf dem ersten Bilde sah sie bedeutend besser aus, sie hatte gerade eine Mastkur durchgemacht und daher das für eine Lungenkranke veränderte Aussehen. — Das sind nur Beispiele von vielen.

Der Traum: Ich sehe eine Landzunge, von Wasser umgeben. Die Wellen werden von der Brandung herangetrieben und wieder zurückgerissen. Auf der Landzunge steht eine Palme, die etwas zum Wasser gebogen ist. Um den Stamm der Palme schlingt eine Frau ihren Arm und beugt sich ganz tief ins Wasser, wo ein Mann versucht, an Land zu kommen. Zuletzt legt sie sich auf die Erde, hält sich mit der Linken an der Palme fest und reicht, so weit wie möglich, ihre Rechte dem Manne ins Wasser, ohne ihn zu erreichen. Dabei falle ich aus dem Bette und wache auf. — Ich war ungefähr fünfzehn bis sechzehn Jahre, als ich wahrnahm, daß ich ja selbst diese Frau sei und nun erlebte ich nicht nur die Angst der Frau um den Mann, sondern stand manchmal auch als unbeteiligte Dritte dabei und sah zu. Auch in Etappen träumte ich dieses Erlebnis. Wie das Interesse am Manne wach wurde (achtzehn bis zwanzig Jahre), versuchte ich das Gesicht des Mannes zu erkennen, es war mir nie möglich. Die Gischt ließ nur Nacken und Hinterkopf frei. Ich bin zweimal verlobt gewesen, aber dem Kopf und Körperbau nach war es keiner dieser beiden Männer. — Als ich in der Heilanstalt einmal im Paraldehydrausche lag, sah ich das Gesicht des Mannes, das ich nunmehr in jedem Traume sehe. Es ist das des mich in der Anstalt behandelnden Arztes, der mir wohl als Arzt sympathisch ist, mit dem mich aber nichts verbindet.

Erinnerungen: ½ bis ¾ Jahr alt. Ich im Kinderwagen, rechts mir zur Seite zwei Pferde, das eine, ein Brauner, sieht mich groß und eindrucksvoll an. Das ist das stärkste Erlebnis, ich hatte das Gefühl, es sei ein Mensch.

Ein Jahr alt. Vater und ich im Stadtparke, wo mir ein Parkwärter ein Vögelchen in die Hand gibt. Seine Augen sehen mich wieder an, ich fühle, das ist ein Wesen wie du.

Hausschlachtungen. Beim Quieken der Schweine habe ich stets um Hilfe geschrien und immer gerufen: Ihr schlagt ja einen Menschen tot (vier Jahre alt). Ich habe Fleisch als Nahrungsmittel stets abgelehnt. Schweinefleisch hat mir stets Erbrechen verursacht. Erst im Kriege habe ich Fleisch essen gelernt, aber nur mit Widerwillen, jetzt entwöhne ich mich dessen wieder.

Fünf Jahre alt. Mutter kam nieder und ich hörte sie schreien. Ich hatte die Empfindung, dort ist ein Tier oder Mensch in höchster Not, ebenso wie ich es bei den Schlachtungen hatte.

In sexueller Beziehung bin ich als Kind ganz indifferent gewesen, mit zehn Jahren gingen Sünden wider die Keuschheit noch nicht in mein Begriffs-

vermögen. Mit zwölf Jahren wurde ich menstruiert. Mit sechsundzwanzig Jahren, nachdem ich einem Kinde das Leben gegeben hatte, erwachte erst das Weib in mir, bis dahin (ein halbes Jahr) hatte ich beim Koitus stets heftiges Erbrechen Auch später trat Erbrechen ein, wenn die kleinste Verstimmung mich bedrückte.

Ich habe eine außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe und ein ganz ausnahmsweise scharfes Gehör, Geruch ist ebenso ausgebildet. Bekannte Menschen kann ich mit verbundenen Augen unter einem Haufen anderer herausriechen.

Ich führe mein Mehrsehen und Hören nicht auf krankhaftes Wesen, sondern auf feineres Empfinden und schnelleres Kombinationsvermögen zurück, habe aber darüber nur mit meinem Religionslehrer und Herrn Dr. . . . gesprochen, zu letzterem auch nur sehr widerwillig, weil ich mich davor scheute, zu hören, daß ich Minuseigenschaften habe, die ich persönlich als Pluseigenschaften ansehe, und weil ich durch Mißverständnis in meiner Jugend sehr scheu geworden bin.«

Der Traum, dessen Deutung uns die Schreiberin auferlegt, ist nicht schwer zu verstehen. Es ist ein Traum der Rettung aus dem Wasser, also ein typischer Geburtstraum. Die Sprache der Symbolik kennt, wie Sie wissen, keine Grammatik, sie ist das Extrem einer Infinitivsprache, auch das Aktivum und das Passivum werden durch dasselbe Bild dargestellt. Wenn im Traum eine Frau einen Mann aus dem Wasser zieht (oder ziehen will), so kann das heißen, sie will seine Mutter sein (anerkennt ihn als Sohn wie die Pharaotochter den Moses) oder auch: sie will durch ihn Mutter werden, einen Sohn von ihm haben, welcher als sein Ebenbild ihm gleichgesetzt wird. Der Baumstamm, an den die Frau sich hält, ist leicht als Phallussymbol zu erkennen, auch wenn er nicht gerade steht, sondern gegen den Wasserspiegel geneigt — im Traum heißt es: gebogen — ist. Das Andrängen und Zurückfluten der Brandung legte einmal einer anderen Träumerin, die einen ganz ähnlichen Traum produziert hatte, den Vergleich mit der intermittierenden Wehentätigkeit nahe, und als ich sie, die noch nie geboren hatte, fragte, woher sie diesen Charakter der Geburtsarbeit kenne, sagte sie, man stellt sich die Wehen wie eine Art Kolik vor, was physiologisch ganz untadelig ist. Sie assoziierte dazu: »Des Meeres und der Liebe Wellen.« Woher unsere Träumerin die feinere Ausstattung des Symbols in so frühen Jahren genommen haben kann (Landzunge, Palme), weiß ich natürlich nicht zu sagen. Übrigens vergessen wir nicht daran: Wenn Personen behaupten, daß sie seit Jahren von demselben Traum verfolgt werden, so stellt sich oft heraus, daß es manifester Weise nicht ganz derselbe ist. Nur der Kern des Traumes

ist jedesmal wiedergekehrt, Einzelheiten des Inhalts sind abgeändert worden oder neu hinzugekommen.

Am Ende dieses offenbar angstvollen Traumes fällt die Träumerin aus dem Bett. Das ist eine neuerliche Darstellung der Niederkunft. Die analytische Erforschung der Höhenphobien, der Angst vor dem Impuls, sich aus dem Fenster zu stürzen, hat Ihnen gewiß allen das nämliche Ergebnis geliefert.

Wer ist nun der Mann, von dem sich die Träumerin ein Kind wünscht, oder zu dessen Ebenbild sie Mutter sein möchte? Sie hat sich oft bemüht, sein Gesicht zu sehen, aber der Traum ließ es nicht zu, der Mann sollte inkognito bleiben. Wir wissen aus ungezählten Analysen, was diese Verschleierung bedeutet, und unser Analogieschluß wird durch eine andere Angabe der Träumerin gesichert. In einem Paraldehydrausch erkannte sie einmal das Gesicht des Mannes im Traum als das des Anstaltsarztes, der sie behandelte und der ihrem bewußten Gefühlsleben nichts weiter bedeutete. Das Original hatte sich also nie gezeigt, aber dessen Abdruck in der »Übertragung« gestattet den Schluß, daß es immer früher der Vater hätte sein sollen. Wie Recht hatte doch Ferenczi, als er auf die »Träume der Ahnungslosen« als wertvolle Urkunden zur Bestätigung unserer analytischen Vermutungen hinwies! Unsere Träumerin war die älteste von zwölf Kindern; wie oft muß sie die Qualen der Eifersucht und Enttäuschung durchgemacht haben, wenn nicht sie, sondern die Mutter das ersehnte Kind vom Vater empfing!

Ganz richtig hat unsere Träumerin verstanden, daß ihre ersten Kindheitserinnerungen für die Deutung ihres frühen und seither wiederkehrenden Traumes wertvoll sein würden. In der ersten Szene vor einem Jahr sitzt sie im Kinderwagen, neben ihr zwei Pferde, von denen eines sie groß und eindrucksvoll ansieht. Sie bezeichnet das ihr stärkstes Erlebnis, sie hatte das Gefühl, es sei ein Mensch. Wir aber können uns in diese Wertung nur einfühlen, wenn wir annehmen, zwei Pferde ständen hier, wie so oft, für ein Ehepaar, für Vater und Mutter. Es ist dann wie ein Aufblitzen des infantilen Totemismus. Könnten wir die Schreiberin sprechen, so würden wir die Frage an sie richten, ob nicht der Vater seiner Farbe nach in dem braunen Pferd, das sie so menschlich ansieht, erkannt werden darf. Die zweite Erinnerung ist mit der ersten durch das gleiche »verständnisvolle Ansehen«

assoziativ verknüpft. Aber das Indiehandnehmen des Vögelchens mahnt den Analytiker, der nun einmal seine Vorurteile hat, an einen Zug des Traumes, der die Hand der Frau in Beziehung zu einem anderen Phallussymbol bringt.

Die nächsten beiden Erinnerungen gehören zusammen, sie bieten der Deutung noch geringere Schwierigkeiten. Das Schreien der Mutter bei ihrer Niederkunft erinnert sie direkt an das Quieken der Schweine bei einer Hausschlachtung und versetzt sie in dieselbe mitleidige Raserei. Wir vermuten aber auch, hier liegt eine heftige Reaktion gegen einen bösen Todeswunsch vor, welcher der Mutter galt.

Mit diesen Andeutungen der Zärtlichkeit für den Vater, der genitalen Berührungen mit ihm und der Todeswünsche gegen die Mutter ist der Umriß des weiblichen Ödipuskomplexes gezogen. Die lang bewahrte sexuelle Unwissenheit und spätere Frigidität entsprechen diesen Voraussetzungen. Unsere Schreiberin ist virtuell — und zeitweise gewiß auch faktisch — eine hysterische Neurotika geworden. Die Mächte des Lebens haben sie zu ihrem Glück mit sich fortgerissen, ihr weibliches Sexualempfinden, Mutterglück und mannigfache Erwerbsleistung möglich gemacht, aber ein Anteil ihrer Libido haftet noch immer an den Fixierungsstellen ihrer Kindheit, sie träumt noch immer jenen Traum, der sie aus dem Bette wirft und für die inzestuöse Objektwahl mit »nicht unerheblichen Verletzungen« bestraft.

Was die stärksten Einflüsse späteren Erlebens nicht zustande brachten, soll jetzt die briefliche Aufklärung eines fremden Arztes leisten. Wahrscheinlich würde es einer regelrechten Analyse in längerer Zeit gelingen. Wie die Verhältnisse liegen, mußte ich mich damit begnügen ihr zu schreiben, ich sei überzeugt, daß sie an der Nachwirkung einer starken Gefühlsbindung an den Vater und der entsprechenden Identifizierung mit der Mutter leide, hoffe aber selbst nicht, daß diese Aufklärung ihr nützen werde. Spontanheilungen von Neurosen hinterlassen in der Regel Narben und diese werden von Zeit zu Zeit wieder schmerzhaft. Wir sind sehr stolz auf unsere Kunst, wenn wir eine Heilung durch Psychoanalyse vollbracht haben, können aber einen solchen Ausgang in Bildung einer schmerzhaften Narbe auch nicht immer abwenden.

Die kleine Erinnerungsreihe soll unsere Aufmerksamkeit noch ein wenig festhalten. Ich habe einmal behauptet, daß solche Kindheitsszenen »Denkerinnerungen« sind, die zu einer späteren Zeit

herausgesucht, zusammengestellt, und dabei nicht selten verfälscht werden. Mitunter läßt sich erraten, welcher Tendenz diese späte Umarbeitung dient. In unserem Falle hört man geradezu das Ich der Schreiberin sich mittels dieser Erinnerungsreihe rühmen oder beschwichtigen: Ich war von klein auf ein besonders edles und mitleidiges Menschenkind. Ich habe frühzeitig erkannt, daß die Tiere ebenso eine Seele haben wie wir und habe Grausamkeit gegen Tiere nicht vertragen. Die Sünden des Fleisches sind mir fern geblieben und meine Keuschheit habe ich bis in späte Jahre bewahrt. Mit solcher Erklärung widerspricht sie laut den Annahmen, die wir auf Grund unserer analytischen Erfahrung über ihre frühe Kindheit machen müssen, daß sie voll war von vorzeitigen Sexualregungen und heftigen Haßregungen gegen die Mutter und die jüngeren Geschwister. (Das kleine Vögelchen kann, außer der ihm zugewiesenen genitalen Bedeutung, auch die eines Symbols für ein kleines Kind haben, wie alle kleinen Tiere, und die Erinnerung betont so sehr aufdringlich die Gleichberechtigung dieses kleinen Wesens mit ihr selbst.) Die kurze Erinnerungsreihe gibt so ein hübsches Beispiel für eine psychische Bildung mit zweifachem Aspekt. Oberflächlich betrachtet, gibt sie einem abstrakten Gedanken Ausdruck, der hier wie meistens sich auf Ethisches bezieht, sie hat nach V. Silberers Bezeichnung anagogischen Inhalt; bei tiefer eindringender Untersuchung erweist sie sich als eine Kette von Tatsachen aus dem Gebiet des verdrängten Trieblebens, sie offenbart ihren psychoanalytischen Gehalt. Wie Sie wissen, hat Silberer, der als einer der ersten die Warnung an uns ergehen ließ, ja nicht an den edleren Anteil der menschlichen Seele zu vergessen, die Behauptung aufgestellt, daß alle oder die meisten Träume eine solche doppelte Deutung, eine reinere, anagogische, über der gemeinen, psychoanalytischen, zulassen. Dies ist nun leider nicht der Fall; im Gegenteil, eine solche Überdeutung gelingt recht selten; es ist auch meines Wissens bisher nicht ein brauchbares Beispiel einer solchen doppeldeutigen Traumanalyse veröffentlicht worden. Aber an den Assoziationsreihen, welche unsere Patienten in der analytischen Kur vorbringen, können Sie solche Beobachtungen relativ häufig machen. Die aufeinander folgenden Einfälle verknüpfen sich einerseits durch eine klar zutage liegende, durchlaufende Assoziation, anderseits werden Sie auf ein tiefer liegendes, ge-

heim gehaltenes Thema aufmerksam, welches gleichzeitig an all diesen Einfällen beteiligt ist. Der Gegensatz zwischen beiden in derselben Einfallsreihe dominierenden Themen ist nicht immer der von hoch-anagogisch und gemein-analytisch, eher der von anstößig und anständig oder indifferent, was Sie dann das Motiv für die Entstehung einer solchen Assoziationskette mit doppelter Determinierung leicht verstehen läßt. In unserem Beispiel ist es natürlich kein Zufall, daß Anagogie und psychoanalytische Deutung in so scharfem Gegensatze stehen; beide beziehen sich auf das nämliche Material und die spätere Tendenz ist gerade die der Reaktionsbildungen, die sich gegen die verleugneten Triebregungen erhoben hatten.

Warum wir aber überhaupt nach einer psychoanalytischen Deutung suchen und uns nicht mit der näher liegenden anagogischen begnügen? Das hängt mit vielerlei zusammen, mit der Existenz der Neurose überhaupt, mit den Erklärungen, die sie notwendig fordert, mit der Tatsache, daß die Tugend die Menschen nicht so froh und lebensstark macht, wie man erwarten sollte, als ob sie noch zuviel von ihrer Herkunft an sich trüge — auch unsere Träumerin ist für ihre Tugend nicht recht belohnt worden — und mit manchem anderen, was ich gerade vor Ihnen nicht zu erörtern brauche.

Wir haben aber bisher die Telepathie, die andere Determinante unseres Interesses an diesem Fall, ganz beiseite gelassen. Es ist Zeit, zu ihr zurückzukehren. Wir haben es hier in gewissem Sinne leichter als im Falle des Herrn G. Bei einer Person, der so leicht und schon in früher Jugend die Wirklichkeit entschwindet, um einer Phantasiewelt Platz zu machen, wird die Versuchung überstark, ihre telepathischen Erlebnisse und »Gesichte« mit ihrer Neurose zusammenzubringen und aus dieser abzuleiten, wenngleich wir uns auch hier über die zwingende Kraft unserer Aufstellungen nicht täuschen dürfen. Wir setzen nur verständliche Möglichkeiten an die Stelle des Unbekannten und Unverständlichen.

Am 22. August 1914, vormittags zehn Uhr, unterliegt die Schreiberin der telepathischen Wahrnehmung, daß ihr im Feld befindlicher Bruder »Mutter, Mutter« ausruft. Das Phänomen ist ein rein akustisches, wiederholt sich kurz nachher, sie sieht aber nichts dabei. Zwei Tage später sieht sie ihre Mutter und findet sie schwer bedrückt, da sich der Junge bei ihr mit dem wiederholten Ausruf: Mutter, Mutter angemeldet. Sie erinnert sich so-

fort an die nämliche telepathische Botschaft, die ihr zur gleichen Zeit zuteil geworden, und wirklich läßt sich nach Wochen feststellen, daß der junge Krieger an jenem Tag, zur bezeichneten Stunde, gestorben ist.

Es ist nicht zu beweisen, aber auch nicht abzuweisen, daß der Vorgang vielmehr der folgende war: Die Mutter macht ihr eines Tages die Mitteilung, daß sich der Sohn telepathisch bei ihr angezeigt. Sofort entsteht bei ihr die Überzeugung, sie habe um dieselbe Zeit das gleiche Erlebnis gehabt. Solche Erinnerungstäuschungen treten mit zwanghafter Stärke auf, die sie aus realer Quelle beziehen; sie setzen aber psychische Realität in materielle um. Das Starke an der Erinnerungstäuschung ist, daß sie ein guter Ausdruck für die in der Schwester vorhandene Tendenz zur Identifizierung mit der Mutter werden kann. »Du sorgst dich um den Jungen, aber ich bin ja eigentlich seine Mutter. Also hat sein Ausruf mich gemeint, ich habe jene telepathische Botschaft empfangen.« Die Schwester würde natürlich unseren Erklärungsversuch entschieden ablehnen und ihren Glauben an das eigene Erlebnis festhalten. Allein sie kann gar nicht anders; sie muß an die Realität des pathologischen Erfolges glauben, solange ihr die Realität der unbewußten Voraussetzung unbekannt ist. Die Stärke und Unangreifbarkeit eines jeden Wahns führt sich ja auf seine Abstammung von einer unbewußten psychischen Realität zurück. Ich bemerke noch, das Erlebnis der Mutter haben wir hier nicht zu erklären und dessen Tatsächlichkeit nicht zu untersuchen.

Der verstorbene Bruder ist aber nicht nur das imaginäre Kind unserer Schreiberin, sondern er steht auch für einen schon bei der Geburt mit Haß empfangenen Rivalen. Weitaus die zahlreichsten telepathischen Ahnungen beziehen sich auf Tod und Todesmöglichkeit; den analytischen Patienten, die uns von der Häufigkeit und Untrüglichkeit ihrer düsteren Vorahnungen berichten, können wir mit ebensolcher Regelmäßigkeit nachweisen, daß sie besonders starke unbewußte Todeswünsche gegen ihre Nächsten im Unbewußten hegen und darum seit langem unterdrücken. Der Patient, dessen Geschichte ich 1909 in den »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose« erzählt, war ein Beispiel hiefür; er hieß bei seinen Angehörigen auch der »Leichenvogel«; aber als der liebenswürdige und geistreiche Mann — der seither selbst im Kriege untergegangen ist — auf den Weg

der Besserung kam, verhalf er mir selbst dazu, seine psychologischen Taschenspielereien aufzuhellen. Auch die im Brief unseres ersten Korrespondenten enthaltene Mitteilung, wie er und seine drei Brüder die Nachricht vom Tod ihres jüngsten Bruders als etwas innerlich längst Gewußtes aufgenommen, scheint keiner anderen Aufklärung zu bedürfen. Die älteren Brüder werden alle die gleiche Überzeugung von der Überflüssigkeit dieses jüngsten Ankömmlings bei sich entwickelt haben.

Ein anderes »Gesicht« unserer Träumerin, dessen Verständnis vielleicht durch analytische Einsicht erleichtert wird! Freundinnen haben offenbar eine große Bedeutung für ihr Gefühlsleben. Der Tod einer derselben zeigte sich ihr kürzlich durch nächtliches Klopfen an das Bett einer Zimmerkollegin in der Heilanstalt an. Eine andere Freundin hatte vor vielen Jahren einen Witwer mit vielen (fünf) Kindern geheiratet. In deren Wohnung sah sie regelmäßig bei ihren Besuchen die Erscheinung einer Dame, in der sie die verstorbene erste Frau vermuten mußte, was sich zunächst nicht bestätigen ließ und ihr erst nach sieben Jahren durch die Auffindung einer neuen Photographie der Verstorbenen zur Gewißheit wurde. Diese visionäre Leistung steht in der nämlichen innigen Abhängigkeit von den uns bekannten Familienkomplexen der Schreiberin wie ihre Ahnung vom Tod des Bruders. Wenn sie sich mit der Freundin identifizierte, konnte sie in deren Person ihre Wunscherfüllung finden, denn alle ältesten Töchter kinderreicher Familien schaffen im Unbewußten die Phantasie, durch den Tod der Mutter die zweite Frau des Vaters zu werden. Wenn die Mutter krank ist oder stirbt, rückt die älteste Tochter wie selbstverständlich an ihre Stelle im Verhältnis zu den Geschwistern und darf auch beim Vater einen Teil der Funktionen der Frau übernehmen. Der unbewußte Wunsch ergänzt hiezu den anderen Teil.

Das ist nun bald alles, was ich Ihnen erzählen wollte. Ich könnte noch die Bemerkung hinzufügen, daß die Fälle von telepathischer Botschaft oder Leistung, die wir hier besprochen haben, deutlich an Erregungen geknüpft sind, welche dem Bereich des Ödipuskomplexes angehören. Das mag frappant klingen, ich möchte es aber nicht für eine große Entdeckung ausgeben. Wir wollen lieber zu dem Ergebnis zurückkehren, welches wir aus der Untersuchung des Traumes in unserem ersten Fall gewonnen haben. Die Telepathie hat mit dem Wesen des Traumes nichts zu tun,

sie kann auch unser analytisches Verständnis des Traumes nicht vertiefen. Im Gegenteil kann die Psychoanalyse das Studium der Telepathie fördern, indem sie mit Hilfe ihrer Deutungen manche Unbegreiflichkeiten der telepathischen Phänomene unserem Verständnis näher bringt, oder von anderen, noch zweifelhaften Phänomenen erst nachweist, daß sie telepathischer Natur sind.

Was von dem Anschein einer innigen Beziehung zwischen Telepathie und Traum übrig bleibt, ist die unbestrittene Begünstigung der Telepathie durch den Schlafzustand. Dieser ist zwar keine unumgängliche Bedingung für das Zustandekommen telepathischer Vorgänge, — beruhen sie nun auf Botschaften oder auf unbewußter Leistung. Wenn Sie dies noch nicht wissen sollten, so muß das Beispiel unseres zweiten Falles, in dem der Junge sich zwischen neun und zehn Uhr vormittags anmeldet, es Sie lehren. Aber wir müssen doch sagen, man hat kein Recht, telepathische Beobachtungen darum zu beanständen, weil Ereignis und Ahnung (oder Botschaft) nicht zur gleichen astronomischen Zeit vorgefallen sind. Von der telepathischen Botschaft ist es sehr wohl denkbar, daß sie gleichzeitig mit dem Ereignis eintrifft und doch erst während des Schlafzustandes der nächsten Nacht — oder selbst im Wachleben erst nach einer Weile, während einer Pause der aktiven Geistestätigkeit — vom Bewußtsein wahrgenommen wird. Wir sind ja auch der Meinung, daß die Traumbildung nicht notwendigerweise erst mit dem Einsetzen des Schlafzustandes beginnt. Die latenten Traumgedanken mögen oft den ganzen Tag über vorbereitet worden sein, bis sie zur Nachtzeit den Anschluß an den unbewußten Wunsch finden, der sie zum Traum umbildet. Wenn das telepathische Phänomen aber nur eine Leistung des Unbewußten ist, dann liegt ja kein neues Problem vor. Die Anwendung der Gesetze des unbewußten Seelenlebens verstünde sich dann für die Telepathie von selbst.

Habe ich bei Ihnen den Eindruck erweckt, daß ich für die Realität der Telepathie im okkulten Sinne versteckt Partei nehmen will? Ich würde es sehr bedauern, daß es so schwer ist, solchen Eindruck zu vermeiden. Denn ich wollte wirklich voll unparteiisch sein. Ich habe auch allen Grund dazu, denn ich habe kein Urteil, ich weiß nichts darüber.

Zur Frage der psychologischen Grundlagen und des Ursprungs der Religion[1].

Von Dr. JOHANN KINKEL,

ord. Dozent an der Universität Sofia, Mitglied des soziologischen Instituts Solvay zu Brüssel.

Dieser Vortrag bildet einen skizzierten Teil der von mir geplanten Arbeit – »Die psychologischen Grundlagen und der Ursprung der Religion« – in der ich, wenn es meine Kräfte und meine Zeit erlauben sollten, versuchen will, die Prinzipien der psychoanalytischen Lehre bei der Darstellung der gesamten Entwicklung der religiösen Vorstellungen und Stimmungen anzuwenden.

Die gewaltige Entwicklung der Psychologie in den letzten zwanzig Jahren hat bereits bewiesen, daß diese Grundwissenschaft zur Grundlage bei der Forschung aller sozialen Erscheinungen werden soll und daß sie es vermag, uns auch diejenigen Geheimnisse im Gesellschaftsleben und seinem Fortschritt wie auch in den von der Menschheit erlebten Stimmungen zu erklären, die bis jetzt mit Hilfe der alten Methoden in den Sozialwissenschaften nicht begriffen werden konnten. Damit eröffnen sich uns weite Aussichten zur Orientierung in den Sozialwissenschaften und besonders in der Soziologie mit einer neuen psychologischen Methode, ohne daß damit die Richtigkeit der alten anerkannten Methoden in Frage gestellt werden soll. Nun breitet sich aber in der Psychologie, sowohl der individuellen als auch der sozialen, die psychoanalytische Schule immer weiter aus, ihr ist es gelungen, eine ganze Reihe von Problemen in der Seele des Menschen und der Gesellschaft zu lösen, die bis dahin für die Wissenschaft völlig im Dunkeln lagen. Somit bietet uns die psychoanalytische Lehre die besten Aussichten, mit ihrer Hilfe ein neues System der Soziologie aufzubauen, das vom psychologischen Gesichtspunkt den Ursprung und die Entfal-

[1] Vortrag gehalten am 25. März 1921 in der Psychologischen Gesellschaft zu Sofia. ‹Übersetzung aus dem Bulgarischen.›

tung sozialer Institutionen und der großen Stimmungen im kulturellen Leben der Menschheit – wie der Religion, der Ethik, des Rechtes und der Kunst – betrachten soll.

Die Naturwissenschaften haben schon seit langem das sogenannte biogenetische Grundgesetz der Entwicklung feststellen können und seine Gültigkeit in den verschiedensten Gebieten der Biologie nachgewiesen. Es ist das Gesetz der Übereinstimmung der Ontogenese mit der Phylogenese in seiner Anwendung auf die Biologie des Menschen, dahinlautend, daß die Entwicklungsgeschichte des Individuums eine abgekürzte Wiederholung derjenigen der Gattung ist. Mit anderen Worten, man konnte überhaupt feststellen, daß diejenigen Gesetze, die die allgemeinsten Erscheinungen des Lebens beherrschen, notwendig zugleich mit den durch die spezielle Natur der Gebiete bedingten Modifikationen auch Gesetze dieser einzelnen Gebiete sind. Ganz besonders ist es dem großen Naturforscher unserer Zeit, Ernst Haeckel, gelungen, dem biogenetischen Grundgesetz eine weitere Begriffsbildung zu geben, d. h. ihm auch eine kausale Bedeutung in dem Sinne beizulegen, daß in der Entwicklung der Gattung die entscheidende Ursache für die Aufeinanderfolge der Entwicklungszustände des Einzelwesens gegeben ist. Betrachten wir das biogenetische Grundgesetz speziell in seiner Fassung gegenüber der Physiologie des Menschen und seiner Entwicklung, so lautet es, daß der menschliche Organismus in dem Uterus der Mutter dieselben Formen der Entwicklung durchläuft wie die ganze organische, respektive Tierwelt – von der ersten Formation, die der Ameube gleicht, bis zur letzten, dem komplizierten Organismus der Wirbeltiere, und dann weiter zur Ausbildung der Besonderheiten des Menschenorganismus. D. h. die Naturwissenschaften stellten fest, daß ein Parallelismus besteht zwischen der Entwicklung einer höchsten Art (species) und derjenigen einer ganzen Reihe niederer Arten, woraus sich die Formel ergibt: Die höhere Art wiederholt in ihrer Entwicklung die Formen und die Stufen der Entwicklung niederer Arten (species).

Nun hat die Soziologie ihrerseits erst vor kurzem begonnen, ebenfalls die Tatsache eines gleichen Parallelismus festzustellen, nämlich zwischen der geistigen Entwicklung und dem Schaffen der Naturvölker und denjenigen des modernen Kulturmenschen im Kindesalter in der ersten vernünftig-bewußten Geistesstufe. Das waren

allerdings meistens zufällige, nicht systematische Bemerkungen, die auf keiner streng durchgeführten Methode beruhten. Auf Grund umfangreicher anthropologischer Forschungen über das Leben und die Kultur der Naturvölker, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts vorlagen, haben einige Soziologen von der organologischen Schule und dann Lippert bemerkt, daß das geistige Schaffen und zum Teil auch die moralischen Eigenschaften der Naturvölker lebhaft an diejenigen der Kinder bei den modernen Kulturvölkern erinnern. Diese Äußerungen legten den Grund zu dem Gedanken, daß das biogenetische Grundgesetz der Entwicklung seine Gültigkeit auch in der Sozialpsychologie bewahre, und hier lautet seine Formel dahin, daß die Völker, respektive überhaupt die Menschheit in ihrer geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung diejenige des Einzelmenschen wiederhole, welche er noch heute durchläuft. Mit anderen Worten – der Parallelismus besteht auch auf sozialem Gebiete zwischen der geistigen Entwicklung, dem Schaffen und den ethischen Äußerungen der Völker und solchen jedwedes Individuums, eines jeden von uns in seiner geistigen und moralischen Entfaltung. D. h. ein Parallelismus, ja eine volle Übereinstimmung besteht in den Formen und Stufen der geistigen Entwicklung bei der Gesellschaft (höhere Art) und dem Einzelmenschen, den Einzelindividuen (niedere Art).

Ich glaube, daß das biogenetische Grundgesetz in der Soziologie zunächst rein logisch-abstrakt begründet werden kann. Wenn nämlich die Gesellschaft bloß einen Zusammenhang von Einzelindividuen darstellt, so müssen offenbar dieselben Entwicklungsgesetze, respektive Geistesformen, die wir bei dem Einzelmenschen in verschiedenen Zeiten seines Lebens antreffen, auch für die Gesellschaft in ihrer historischen Entwicklung maßgebend sein. Das bleibt gewiß lediglich eine aprioristische Erwägung. Im folgenden wollen wir die Gültigkeit des erwähnten Gesetzes in der Soziologie mit konkretem individual-psychologischen und sozial-psychologischen Material, nach der konsequent vergleichenden Methode geordnet, nachweisen.

Ein großes Verdienst erwarb sich bei Erforschung der Individualpsychologie und aller ihrer Geheimnisse, die bis dahin von der alten Psychologie nicht begriffen werden konnten (das Gebiet des Un- und Unterbewußten in der menschlichen Seele), die moderne psychoanalytische Schule, begründet von Freud und Breuer. Sie

war es, die uns die Erscheinung des Infantilismus in der menschlichen Psyche vielseitig dargestellt und erläutert hat. Durch diese Lehre wissen wir, welches die besonderen Züge sind, die die infantile (kindliche) Seele des Menschen in verschiedenen Lebensaltern charakterisieren und wie ganz besonders die pathologische Fortsetzung dieser Züge in den Tiefen des Seelenlebens auch bei dem erwachsenen Menschen starke Konflikte in seinem Leben begründet und fördert, die ihrerseits zur Ursache und Triebfeder für sexuelle Perversitäten, moralische Fehler und Abirrungen, für Verbrechen, eventuell besondere Charaktereigenschaften, und im äußersten Fall für Neurosen und Irrsinn werden.

Wird man nun parallel auch von dem Infantilismus in der Sozialpsychologie reden dürfen? Gibt es ebenfalls spezifische Züge, die die Psyche der Gesellschaft, der Völker, der Menschheit in der infantilen Periode ihrer geistigen Entwicklung charakterisieren? Und ferner: entsprechen denn solche Züge in ihrem Wesen denjenigen typischen Zügen, die wir bei dem Kinde in verschiedenen Perioden seiner geistigen Entwicklung antreffen? — Die Aufgabe der folgenden Ausführungen wird es sein, eben diese Fragen bejahend zu beantworten.

Die Forscher der kindlichen Psychologie in der ersten Periode der Bildung und der Entwicklung des Verstandes, respektive des bewußten Verhaltens zur äußeren Welt beim Kinde (vom dritten bis zum achten Lebensjahr durchschnittlich) charakterisieren dieselbe mit dem Stichwort Symbolismus. In den Vorstellungen betreffend die Außenwelt, die Naturerscheinungen und -kräfte, die menschlichen Beziehungen, welche das Kind zu begreifen vermag, bedient es sich symbolischer Gestalten und Bilder, die aus seinem Leben und seiner Umgebung entnommen sind. Somit lauten z. B. die astronomischen Vorstellungen des Kindes oft, daß die Sonne — der Vater, der Mond — die Mutter und die Sterne ihre Kinder seien. Der Blitz ist das Feuer, welches der liebe alte Gott schlägt, um seine Pfeife anzuzünden, und der Donner ist eben das Anstoßen zweier gewaltigen Steine, die Gott anschlägt, um das Feuer zu gewinnen. In den Kindermärchen über die Tierwelt, die von Kindern selbst oder auch von Erwachsenen in Anpassung an die Kinderpsychologie ersonnen sind, findet man wieder den typischen infantilen Symbolismus, wobei die Tiere und Naturkräfte Symbole der kindlichen Vorstellungen, Ideale, Sympathien und Abneigungen dar-

stellen, die das Kind sich in seinem Leben bildet[1]. Die Märchen von der guten Fee mit dem wunderschönen und freundlichen Gesicht und dem langen Kleid geben die symbolisierte Gestalt der liebevollen Mutter wieder. Alle Gestalten und Bilder des schrecklichen Riesen, der das Kind in Angst oder Ehrfurcht versetzt und sich durch seine schreckliche Kraft bald in guter, bald in böser Richtung auszeichnet, geben die Gestalt und das Symbol des Vaters wieder, der für die kindliche Einbildung unbegreiflich und erstaunlich ist und zum Teil ihm fremd bleibt, im Gegensatz zur Mutter, die dem Kinde nahesteht. Denselben Symbolismus treffen wir in den einfachsten Spielen des Kindes an, die uns manchmal unsinnig erscheinen – stets findet sich dort irgend ein Symbol, das bald die Beziehungen der Eltern zu den Kindern, bald irgendwelche dem Kinde unbegreifliche Erscheinungen ausdrückt. Ebenso verhält es sich mit den mannigfaltigsten Vorstellungen beim Kinde, sogar in der Arithmetik: 1 – das ist eine Säule; 2 – ein Mensch mit einem dicken Kopfe; 4 – eine Schachtel; 6 – eine Frau, die mit einem Kinde auf den Knieen sitzt; 8 – ist eine dicke Frau mit dem Mieder usw. Es ist bekannt, daß die Kinder manchmal ganze Worte erfinden, die einige besondere kindliche Vorstellungen symbolisieren, die für die Erwachsenenen ganz unbegreiflich sind. Von diesem Symbolismus in der kindlichen Psychik stammt auch der besondere Drang des Kindes, seinen Nächsten oder Lehrern Spottnamen zu verleihen, die nämlich Symbole gewisser zwingender Vorstellungen in Zusammenhang mit der betreffenden Person beim Kinde sind.

Denselben Symbolismus finden wir nun auch in der ganzen Psychologie und besonders in den religiösen Vorstellungen der Naturvölker. Die primitiven Formen der Sprache und der Wortbildung sind, wie uns die Philologie nachweist, gewisse symbolisierte Vorstellungen von verschiedenen Gegenständen. So ergibt z. B. das russisch-bulgarische Wort »Bik«, »Byk«, altdeutsch »Bulle«, lateinisch bovis, altgriechisch *βοῦς*, im Zusammenhang der Silben den

[1] Von dieser besonderen symbolisch-phantastischen Psyche des Kindes stammt dessen besondere Neigung, Märchen zu lesen und sich erzählen zu lassen (besonders Nachts), indem das Kind in die verschiedenen Gestalten, die dort zum Vorschein kommen, symbolisch das eigene »Ich« hineinlegt. Gewöhnlich wählen die Kinder selbst und haben es gerne, sich wiederholt solche Märchen erzählen zu lassen, die gewisse persönliche eindrucksvolle Erlebnisse oder Ereignisse aus ihrem eigenen Leben symbolisch darstellen können oder sie wenigstens annähernd daran erinnern.

Laut, den dieses Tier ausstößt und deshalb haben die ungetrennten primitiven arischen Stämme in diesem Laut »bu« symbolisch die Vorstellung des Ochsen wiedergegeben. Jeder, der auch nur oberflächlich mit der altägyptischen, assyrischen oder altchinesischen Sprache und Schrift vertraut ist, wird sich erinnern, daß die Worte und Schriftzeichen dort stets gewisse Vorstellungen symbolisieren. Ein Finanzbeamter, der die Steuern einsammelt, wird dargestellt als Huhn, das Samenkörner aufpickt; der Begriff der Kraft und Macht wird dargestellt als Pharao, auf dem Throne sitzend; die Sonne, die einen Menschen bescheint, bedeutet Gnade, Glück, Gewinn, Vorteil usw., mit anderen Worten — das gesamte Alphabet mit seinen verschiedenen Zeichen ist eine Sammlung verschiedenster Symbole. Ebenso stellen die Werke der Kunst bald das eine, bald das andere Symbol aus dem Leben der Tiere oder des Menschen dar, oder auch symbolisch in Tiergestalten die Eigenschaften der Tiere und Menschen (Schlauheit, Kraft), respektive es werden verschiedene wichtige Ereignisse im Leben des Menschen symbolisch wiedergegeben. Eine besondere Rolle spielen hier die sogenannten Amulette oder geheimnisvollen Gegenstände, die der Wilde bei sich trägt, die gewisse wohltätige Naturkräfte, welche ihm zugetan sind, symbolisieren, wie anderseits die Tabus oder Gegenstände, deren Berührung unter Todesstrafe verboten ist, böse und tückische Naturkräfte symbolisieren. Besonders drastisch erscheint aber die symbolische Psychologie der Naturvölker in ihren religiösen, kosmogonischen und physiologischen Vorstellungen. Es ist wichtig, zunächst festzustellen, daß die ersten Universalgottheiten, die nach der Periode des ganz primitiven Totemismus und Fetischismus entstehen (in der sich nur beschränkte Lokalgottheiten und Geister, respektive Symbole der Stamm- oder Geschlechterahnen finden), offenbar verhüllte Symbole des Elternpaares sind, die die infantile Religionspsychologie und -philosophie des Naturmenschen auf das Universum projiziert. Die verhüllte Vatergestalt tritt ziemlich deutlich in der Gestalt des Uranos (Himmel) hervor, der, wie jetzt feststeht, die universale Urgottheit aller altorientalischen Völker gewesen ist (besonders ausgebildet bei den Ägyptern und Chinesen), aber ebenso der Juden, der Germanen, der Griechen, Römer und Slawen. Eben darum war der höchste Gott immer auch derjenige des Donners und Blitzes und der psychologische Nachfolger des Himmelsgottes ist noch der jüdische Jahwe, der hoch oben auf dem

Sinaiberge sich aufhält, wie auch in den letzten Nachklängen dieser Gestalt noch der christliche Gott, dessen Aufenthalt ebenfalls in den Himmel verlegt wird. Die verhüllte Muttergestalt tritt ebenso deutlich in der weiblichen Gestalt der Mutter Erde hervor, die eigentlich die Urahne aller weiblichen Gottheiten ist, die sich später in der Mythologie aller Völker entwickelt haben, und ihre letzte religionspsychologische Enkelin ist ohne Zweifel die christliche Muttergottes. Es war kein Psychoanalytiker, der bereits 1905 treffend nachgewiesen hat, daß die Urgottheit bei allen primitiven Völkern des grauesten Altertums – die Mutter Erde war und daß die alten Rudimente dieses tausendjährigen Glaubens auch in der Psyche der modernen Völker noch immer fortleben[1].

Es ist nun bemerkenswert, daß aus dem Bunde dieser universalen Urgottheiten: Uranos (Himmel) und Mutter Erde, die allererste objektive kosmogonische Theorie der Naturvölker das gesamte Leben entstehen läßt. Uranos befruchtet durch den Regen (Symbol des Sexualaktes) die Mutter Erde und sie gebiert dann alles lebendige – die Pflanzen, die Tiere, die Menschen, welche übrigens nach dem Tode wieder in den Schoß der Mutter Erde zurückkommen. Aus diesem Urglauben und diesen Urvorstellungen entstand auch der weitverbreitete religiöse Phalluskult des grauen Altertums, wie er so drastisch bei den Altägyptern und anderen altorientalischen Völkern auftritt und eine gewisse Verbreitung noch bei den Griechen aufweist. Der Phallus war offenbar das Symbol der Zeugungskraft des Urgottes, der alles Lebende erzeugt, so daß in diesem Kultus die infantilen Vorstellungen und Ehrfurchtsgefühle vor der verhüllten Ur- und Universalvatergestalt ihren deutlichen Ausdruck fanden.

Sowohl in der Mythologie als auch in den Kindermärchen prägt sich der primitive Verstandesmechanismus aus, die primitiven Denkformen, die dadurch bezeichnend sind, daß kausale Vorstellungen und Begriffe gegenüber den Naturerscheinungen, die den Menschen umgeben, bei ihm noch sehr schwach entwickelt sind; er bedient sich deshalb zur Verbindung verschiedener Naturerscheinungen, die sichtbar auch für ihn voneinander abhängen, verwandter, ihm nahestehender Vorstellungen, die er seinem Leben entnimmt. Anstatt abstrakter Begriffe, die mit einander kausal oder teleologisch verbunden wären, bedient sich der Naturmensch

[1] Vgl. die Schrift: Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion von Albrecht Dietrich, Leipzig 1905.

und das Kind ganzer Schemen von konkreten Vorstellungen, die seinem Leben entnommen sind. Sie schaffen somit nach diesen Schemen eine neue Reihe von (Natur=) Vorstellungen, wobei in diesen letzten die Verbindungselemente zwischen einzelnen Gliedern der schematischen Reihe Analogien derjenigen Verbindungsglieder sind, die sich in den konkreten Schemen von Vorstellungen be=finden, welche dem Naturmenschen zur Grundlage seines Denkens dienen. Eben dieser primitive Denk= und Gefühlsmechanismus bildet das Wesen des anfänglichen symbolischen Denkens am Beginn der menschlichen Kultur und des individuellen Lebens. Dieser Denkmechanismus bleibt übrigens rudimentär zurück — auch bei Kulturvölkern, respektive erwachsenen Menschen. Z. B. um die Erscheinung des Todes zu erklären, wird der Kultur=, respektive erwachsene Mensch diejenigen Erscheinungen beschreiben und dann formulieren, welche das Erlöschen des Lebens im Organismus und das Aufhören seiner Funktionen charakterisieren (kausale Reihe), wogegen der Naturmensch und das Kind den Tod mittels eines Schädels und zweier gekreuzter Knochen beschreiben und damit auch erklären werden. Für die Rudimente der infantilen Psychik beim modernen Kulturmenschen ist es bezeichnend, daß wir alle immer noch bei verschiedenen, in rationeller Beziehung einfachen Fällen, uns solcher Symbole bedienen — so z. B. in Apotheken (Gift=präparate) oder auf Kirchhöfen (Zeichen auf Denkmälern) u. a. m.

Ebenso, wie bei dem Kinde moralische Triebe im Sinne von Kants kategorischem Imperativ fehlen und das Bewußtsein dessen, was es tun oder unterlassen soll, unabhängig von persönlichen Vorteilen nur durch die Elternautorität, respektive die Furcht vor der Strafe bedingt ist, sind auch bei dem Naturmenschen alle mo=ralischen Handlungen lediglich ein Produkt der Furcht vor über=natürlichen Kräften, die eine, gewissen Geboten ungehorsame, Per=son bestrafen. Die Analyse dieser Mächte zeigt stets, daß das verhüllte Gestalten der Ahnen sind, die gewisse Gebote aufge=stellt haben und streng deren Erfüllung verlangen. Gerade deshalb fallen alle »Sitten« bei den Naturvölkern stets mit der »Sittlich=keit« zusammen[1], da es noch kein Gefühl und Verständnis des

[1] Ebenso verweist bei den slawischen Völkern auf diesen Zusammenhang die gemeinsame Wurzel in den Begriffen — »Nrawi« (Sitten) und »Nraw=stwenost« (Sittlichkeit). Der letzte Begriff stammt offenbar von dem ersten — »Nrawi« im Sinne von Sitte, ebenso wie auch das Wort »Moral« von dem Worte »mores« (Sitten, Gebräuche) abstammt.

kategorischen Imperativs als Stimme des Gewissens gibt, nämlich kein — »ich soll«, unabhängig von äußeren Mächten, die von mir gewisse Handlungen verlangen. Der Naturmensch argumentiert eben immer — »ich soll, weil so die Sitte lautet, so handeln alle, so haben es die Ahnen geboten«.

Das Erscheinen und die Entwicklung moralischer Triebe be dem Kinde in den obenerwähnten Formen ist der Anfang des Übergangs der infantilen Psychik in die zweite Periode ihrer Entwicklung, nach der ersten symbolischen Periode in die zweite Stufe, die die psychoanalytische Schule mit der Herrschaft des geistigen Vater- und Mutterkomplexes in der kindlichen Psychologie charakterisiert. Diese Stufe ist als die letzte in der infantilen Psychologie des Menschen zu bezeichnen und ihre Züge herrschen später dauernd und wirken noch in dem Jugendalter, das in psychologischer Beziehung einen Prozeß der Verdrängung aller infantilen Züge und Besonderheiten, nebst Bildung der den Erwachsenen eigenen, d. h. realen, vernünftig-bewußten und kritischen Psychologie, darstellt.

Fassen wir nun zusammen, was den psychischen Inhalt des Elternkomplexes bei dem Kinde in der zweiten Periode der infantilen Psychik bildet.

Es ist einwandfrei festgestellt, daß das Kind auf der Entwicklungsstufe, auf der sich seine psychische und besonders Verstandesgestalt ausbildet, unter starkem geistigen Einflusse seiner Eltern, respektive Erzieher, eventuell Personen, die sie ersetzen, steht. Die schwache und noch ganz unbeholfene kindliche Psyche ist noch nicht imstande, die sie umgebende komplizierte Welt und die menschlichen Beziehungen zu begreifen, und sucht deshalb instinktiv eine sichere Stütze, eine Autorität, die es nachahmen und der es gehorchen könnte, dessen Meinungen, Begriffe und Urteile maßgebend wären. Das wäre, kurz gefaßt, die Grundlage des Vaterkomplexes in geistiger Richtung bei dem Kinde. Es ist ganz natürlich, daß gerade der Vater hier eine maßgebendere Rolle spielt, da das Kind mit seiner feinen und sensiblen Psychik rasch herausfühlt, daß der Vater sowohl in der Familie als auch in der Außenwelt größere Autorität und Einfluß besitzt als die Mutter, und auch daß der Vater — Mann, einen stärkeren Willen und Charakter äußert als die Mutter — das Weib, was das Kind instinktiv veranlaßt, die geistige Stütze hauptsächlich beim Vater zu suchen.

Tatsächlich beweist die Analyse der Kinderseele auf dieser Altersstufe stets, daß die Autorität des Vaters, respektive seines geistigen Stellvertreters, hier die wichtigste Rolle spielt. Von dem Vater stammt aller Schutz und Hilfe, ihm gehört alles, was das Kind bekommt und braucht, er ist die letzte Instanz, an die das Kind sich wendet, an seinem Willen scheitert des Kindes eigensinniger und eigensüchtiger Widerstand. Von ihm kommt Strafe und Belohnung. Ihn gilt es zu versöhnen, wenn er zürnt, und ihm zu gehorchen ist Gebot der Erziehung und der erwachenden Klugheit (Federn). Die Meinungen, welche das Kind äußert, sind ihm unbewußt die des Vaters. Der Vater ist ihm ein intimer Lehrer und ein geistiger Zufluchtsort. Nach der Meinung des Kindes ist sein Vater der gescheiteste und der stärkste, vorzüglichste Mann[1]. Und dies spricht es öfters in dem Kreise seiner Altersgenossen aus. Der Vater und dessen Tätigkeit, soweit sie dem Kinde verständlich ist, stellt für das Kind ein Ideal vor. In der infantilen Psychik bildet sich auf diese Weise ein Gefühl der Bewunderung gegenüber der Gestalt des Vaters, das manchmal beinahe religiöse Formen annimmt, der Vater beherrscht die kindliche Seele und füllt sie aus, wobei sich auch eine besondere, tiefe Liebe zum Vater entwickelt, nebst der Anhänglichkeit und dem Gefühl der Unterordnung, ja eine spezifische Ehrfurcht, Verehrung und oft das Gefühl der Nichtigkeit vor dem Vater, von dem auch der erwachsene Mensch sich nicht ganz freimachen kann[2]. Solche Gefühle und entsprechende Beziehungen zwischen Vater und Kind treten deutlicher im Volke hervor und waren besonders bezeichnend in vergangenen Kulturzeiten, respektive erscheinen noch scharf ausgedrückt bei minder zivilisierten Völkern, z. B. bei den Russen und überhaupt Slawen, vielmehr als bei den westeuropäischen Völkern. Es ist bekannt, daß die stärkste Beleidigung für das Kind, die es zur Äußerung intensivsten Jähzornes und Wut, ja bis zum hysterischen Anfall bringen kann — die Beleidigung des Vaters ist, etwa durch Worte, die man gegenüber dem Kinde äußert, was z. B. dem Pädagogen wohl bekannt

[1] »Mein Vater, der mir die Schafe anvertraut hat, ist mächtiger als alle Menschen und keiner vermag sie der Hand meines Vaters zu entreißen« (Evangelium Johannes, cap. 10, v. 29, 30), »Ich und mein Vater sind eins.«

[2] »Alles ist mir übergeben von meinem Vater und keiner kennt den Sohn außer dem Vater, und den Vater kennt niemand außer dem Sohne, oder demjenigen, dem der Sohn ihn offenbaren will« (Evangelium Matthäi, cap. 11, v. 26, 27). »So sei es Vater, denn das war dein Willen . . .«

ist. Dem ist so, weil dadurch das innigste Heiligtum und Ideal beleidigt wird, das in der Kindesseele wurzelt, vor dem das Kind sich ehrfurchtsvoll beugt und in dem es seine ganze Autorität sieht[1].

Außer diesen starken, rein psychischen Trieben und Gefühlen zeigt der Vaterkomplex bei dem Kinde auch Züge des sexuellen, oder eigentlich physischen Triebes zur Vatergestalt. Untersuchungen, die von der psychoanalytischen Psychiatrie über die infantile Sexualpsychologie unternommen worden sind, beweisen überzeugend, daß das erste Objekt, auf das sich unbewußt die sexuellen Sympathien der Mädchen fixieren, die Gestalt und das Bild des Vaters ist. Eben die von uns erwähnte geistige Zuneigung, Anhänglichkeit und Idealisierung des Vaters stellt einen durchaus günstigen Boden dar zur psychischen Begegnung und Vereinigung dieses in der Phantasie des Kindes wurzelnden Bildes, des stärksten, mächtigsten und gescheitesten Mannes, mit den bereits in der weiblichen infantilen Psychik sich entwickelnden Trieben zu einem Manne mit gerade solchen Zügen. Sogar später, nach Verdrängung des psychischen und sexuellen Vaterkomplexes sucht nicht selten die erwachsene Frau unbewußt bei Männern die besonderen spezifischen Züge des Charakters und des Äußeren, welche typisch für ihren Vater waren. Diesbezüglich hat die psychoanalytische Praxis ein buchstäblich unübersehbares kasuistisches Material gesammelt, bewiesen und genügend begründet. Indessen ist der sexuelle Vaterkomplex bezeichnend nicht nur für Mädchen, sondern in ebensolchem Grade auch für Knaben, d. h. in gleichen Formen für Kinder beiden Geschlechts, sowohl in den ersten Jahren der zweiten Periode als auch früher.

Ich muß hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich erwähnen, daß die infantile Libido einen ganz besonderen Charakter

[1] Mit Recht verweist Herr Dr. Krstnikow in einer Sitzung der psychologischen Gesellschaft zu Sofia auf den psychologischen Zusammenhang zwischen sadistischen Zügen, dann tiefem Mitleid zu allen gequälten Tieren und Menschen einerseits, und verletzten tief kindlichen Gefühlen anderseits in der kunstvollen Gestalt des Iljuschetschka, gezeichnet von dem großen russischen Psychologen Dostojewski, hin. Diese Züge und diese Psychik wurden bei dem Knaben hervorgerufen infolge einer starken seelischen Erschütterung, als er einmal Zeuge eines für ihn schrecklichen Vorfalles war, indem sein Vater, ein alter Trinker und heruntergekommener Mensch, öffentlich von einem Beamten beschimpft wurde. Vor Schrecken, Angst und Liebe zum Vater (der an dem Barte durch die Straße gezogen wurde) und Empörung bekam der Knabe einen hysterischen Anfall und darauf entwickelten sich bei ihm jene bezeichnenden Kompensationszüge als Reaktion auf das psychische Trauma.

trägt, gänzlich verschieden von den Sexualneigungen und Vorstellungen des Erwachsenen. Wenn wir von sexualem Vaterkomplex bei dem Kinde reden, ganz gleich für beide Geschlechter, wollen wir durchaus nicht behaupten, das Kind empfinde den für den Erwachsenen charakteristischen Sexualtrieb zu einer Person des anderen Geschlechts. Solche rein physische Empfindungen und Ekstasen sind ein specificum des erwachsenen Menschen und sind ein Produkt der Geschlechtsreife. In der infantilen Libido sind dagegen der ideelle — geistige Trieb und der Trieb zur körperlichen Annäherung noch ungetrennt voneinander und beide stellen ein gesamtes, einziges Gefühl dar, oder wie Christus sich im Evangelium ausdrückt (das in jenen Stellen, wo es von den Banden zwischen Gott-Vater und Christus-Sohn lautet, ganz besonders plastisch die infantilen Gefühle ausdrückt!): »Ich bin im Vater und Er in mir.« Das Streben selbst zur körperlichen Nähe, das so oft und deutlich beim Kinde zum Vorschein kommt, nämlich in dem Wunsche, möglichst nahe bei Mutter oder Vater zu sitzen, mit Vorliebe auf den Knien oder in ihrer Umarmung, das häufige Küssen u. a., all das trägt ganz besondere Züge und enthält noch durchaus nicht den spezifischen Sexualtrieb des Erwachsenen. Indessen ist es nicht abzuleugnen, daß wir in diesen infantilen Äußerungen des Triebes zur körperlichen Annäherung die Rudimente des zukünftigen spezifischen Sexualtriebes vor uns haben. Physiologische Untersuchungen beweisen nämlich, daß die Lippen ein elementares erogenetisches Zentrum sind, ebenso wie auch Umarmungen und das Anschmiegen des Kindes an den Vater oder die Mutter leise dessen Sexualnervensystem erregen. Noch bei dem Erwachsenen sind Küsse und Umarmungen ein Ausdruck des Sexualgefühls und -triebes, d. h. diese rudimentären Sexualemotionen existieren bei ihm weiter fort, bilden aber lediglich eine Einleitung, ein Element des Haupttriebes und -gefühls. Eben darum, weil das Kind in seiner rudimentären Sexualpsychik noch keine solchen Triebe besitzt, die bestimmt auf eine Person des anderen Geschlechts gerichtet wären, und sein Sexualtrieb lediglich ein Streben bildet, seinen ganzen Körper in unmittelbare Berührung mit der geliebten Person zu bringen, um damit und mit Küssen unbewußt, leise die Sexualnerven zu erregen (was zweifellos dem Kinde die Rudimente des Gefühls der Sexualbefriedigung gibt), wobei noch in diesem infantilen Gefühle eine bedeutende, ja überragende Rolle ideell-geistige Momente des

psychischen Elternkomplexes spielen, so wird klar, daß das erste oder rudimentäre Sexualgefühl bei dem Menschenkinde durchaus noch nicht hetero-sexuell (d. h. Trieb zum anderen Geschlecht), sondern vermischt hetero-homosexuell ist, oder genauer ausgedrückt: der primitive Sexualtrieb projiziert sich in seinen rudimentären Äußerungen auch auf Personen desselben Geschlechts, respektive enthält Elemente des Homosexualismus, wie z. B. bei dem Knaben zum Vater und bei dem Mädchen zur Mutter.

Prüfen wir nun weiter, was den psychischen Inhalt des Mutterkomplexes beim Kinde ausmacht. Dieser Komplex beginnt bei dem Kinde, wegen der geistigen und körperlichen Nähe der Mutter von der Stunde der Geburt an, sich viel früher als der Vaterkomplex auszubilden, wogegen der letztere eher ein Ergebnis der zweiten Periode ist. Der Mutterkomplex bildet sich dagegen bei dem Kinde sozusagen von den ersten Tagen seines Lebens an und diejenigen spezifischen Züge der infantilen Libido, die wir oben kennzeichneten, entwickeln sich schon von dieser Zeit an, indem die Mutter mit ihren leidenschaftlich-zärtlichen Umarmungen und Küssen (nicht selten direkt auf die Sexualorgane gerichtet[1]) gerade diese Züge entwickelt und fördert und damit die infantile Libido direkt auf sich fixiert. Indessen entwickeln sich die rein psychischen Züge des Mutterkomplexes vollständig erst in den vernünftig-bewußten Jahren des kindlichen Alters. Es muß jedoch die Tatsache betont werden, daß die Stärke des geistigen Mutterkomplexes bei dem Kinde viel geringer ist als die des Vaterkomplexes, wenigstens bei normalen Familienbeziehungen und daß er sich eigentlich mehr bei Mädchen als bei Knaben entwickelt. Indem die Gestalt des Vaters als höchste Autorität und Beschützer der Familie und des Hauses und als höchster Regent und Ordner der Familienbeziehungen, als höchste geistige und physische Macht in der das Kind umgebenden Welt erscheint und damit die Phantasie und den Verstand des Kindes erfüllt und beschäftigt, ist die Gestalt und das Bild der Mutter mehr ein Ideal der unendlichen Güte und Liebe, der ständigen Beschützung, der vollkommenen Frau, des gütigsten Hausengels, der alle Güter verabreicht und im Kummer tröstet.

[1] Der Verfasser dieser Schrift konnte das heimlich bei zwei jungen Müttern beobachten. Eine dritte gestand ihm, daß dies der Mutter eine besondere wollüstige Freude mache. Dieses wird stimmen, denn eine von mir beobachtete Mutter errötete tief, als ich sie das zweitemal dabei überraschte.

Ebenso wie bei älteren Mädchen, bei der Ausbildung der reifen Sexualpsychik (Heterosexualität), diese einige Zeit unbewußt mit der Gestalt des Vaters verknüpft bleibt — dem Symbol des mächtigsten, gescheitesten und schönsten Mannes, lebt bei älteren Knaben im Pubertätsalter das Bild der Mutter unbewußt in der Seele weiter, als Ideal der schönsten und vollkommensten Frau, deren Charakterzüge er unbewußt bei anderen Frauen sucht, respektive an solchen ein Gefallen findet. Bei zukünftigen Sexual- und geistigen Psychopathen treffen wir in diesem Alter manchmal deutlich ausgedrückte Züge einer Verliebtheit in das Bild der Mutter, respektive des Vaters, was darauf hinweist, daß der Vater-, respektive Mutterkomplex bei ihnen nicht verdrängt wurde, wie das bei normalen Menschen der Fall ist, sondern als pathologische Grundlage ihrer ganzen Psychik für das gesamte Leben zurückbleibt.

Wie nun bei dem Kinde die primitive, symbolische Psychologie mit Entwicklung des vernünftig-bewußten Verhaltens zur äußeren Welt durch ein Verstehen, Denken und Fühlen ersetzt wird, in denen die herrschende und sozusagen regulative Rolle der Vaterkomplex spielt, ebenso entwickelt sich auch bei der Gesellschaft, respektive der Menschheit, nach der primitiven, symbolischen, naiven Denk- und Gefühlsperiode ein neues Geistes- und Gefühlsstadium in der sozialen Psychik, bei dem in dem Begriffe der Kosmogonie (Weltschöpfung und -leben), der Weltordnung, aller Lebensprobleme und endlich auch der menschlichen Beziehungen (bei Abwesenheit des wissenschaftlichen Denkens und beim Unbegreifen des evolutionistischen, kausalen und objektiven Prinzips in der Weltordnung) der M o n o t h e i s m u s zur Entwicklung kommt, nebst allen spezifischen Äußerungen des Glaubens an den Gott-Vater, der ganz besonders seinen Ausdruck im Christentum gefunden hatte. Dieser Glaube und die vollkommen infantile Liebe zu Gott, deren Ausdruck wir so bezeichnend in dem Evangelium finden, stellen tatsächlich den Vaterkomplex in der Sozialpsychologie vor. In der Tat entwickelt sich der Monotheismus geschichtlich aus dem Polytheismus, der noch ungeordnete symbolistische Züge von gemischt-zufälligem Charakter aufweist und ähnlich den kindlichen Märchen über die Weltschöpfung noch keine gemeinsame Idee und kein einziges harmonisches System in den kosmischen und biologischen, respektive gesellschaftlichen und soziologischen Vorstellungen

enthält[1]. Der Monotheismus gibt dagegen eine gemeinsame Idee und ein harmonisches System in den Vorstellungen über das ganze Universum — über das natürliche und menschliche Leben, geschaffen, geregelt und verwaltet von Gott dem Vater, dem alleinigen Schöpfer, indem die Gesellschaft, die Sozialpsychologie hier die infantile Vorstellung von dem Vater auf das Universum, das gesamte Leben und alle gesellschaftlichen (menschlichen) Verhältnisse projiziert; ähnlich wie das Kind mit seiner schwachen und unbeholfenen Geistesverfassung eine Autorität sucht und sie in der Person des Vaters findet, indem der Vater einen bedeutenden Teil seiner Psychik ausfüllt. Wie das Kind sieht, daß sein Vater das Familienleben aufbaut und ordnet, d. h. die gesamte umgebende Welt, die es begreift, ebenso sucht und findet die infantile soziale Psychologie die einzige Autorität im Universum und im ganzen Leben in der Gestalt Gott-Vaters und projiziert damit die Familienordnung auf die ganze Welt. Es ist nicht außer acht zu lassen, daß der Monotheismus in der sozialen Psychologie zu einer Zeitperiode der menschlichen Kultur erscheint und sich entwickelt, wo die Autorität und die Macht des Vaters in den Familienverhältnissen unendlich höher standen als heutzutage und wo die Frau und die Kinder nebst allen Hausgenossen ihm so untertan und hörig waren, wie das bei dem römischen pater familias der Fall war, der eine unbegrenzte Macht über die Persönlichkeit, Freiheit und auch das Leben aller Hausgenossen besaß. Für die Rudimente der Sozialpsychologie bei der Genese der Gestalt Gott-Vaters ist es sehr bezeichnend, daß er in den ältesten christlichen Religionen stets als ehrwürdiger Greis, mit einem langen weißen Barte, auf dem Throne sitzend, gedacht und gezeichnet wird. — Woher stammt nun, psychoanalytisch betrachtet, dieses Bild? — Es ist zweifellos,

[1] Es ist bemerkenswert, daß der christliche, religiöse Glaube in den ersten Jahrhunderten und noch lange nachher während des Mittelalters eine gewisse geistige Verwandtschaft mit den älteren polytheistisch-symbolistischen Religionen aufweist. Das antike Christentum bevölkert den Himmel mit den verschiedensten guten Mächten, Gott Vater an der Spitze, deren Beziehungen in der Religion noch nicht feststehend sind, respektive noch in ein harmonisches System von den folgenden Konzilen gebracht werden müssen. Ebenso wie der Himmel mit guten Mächten, ist die Unterwelt, die Hölle, mit bösen Mächten bevölkert, wobei zwischen Himmel und Hölle ein starker Kampf tobt. Es ist klar, daß diese mittelalterlichen christlich-religiösen Vorstellungen noch grundlegende Elemente des Polytheismus und Symbolismus enthalten (Symbole des Guten und Bösen in den Gestalten der göttlichen Kräfte im Himmel und der Teufelsmächte in der Hölle). Nach Freud »Totem und Tabu« würden allerdings Gott und Teufel, respektive Himmel und Hölle, Ambivalenzgestalten (Gefühle) des Vaterkomplexes sein.

daß das Christentum diese Gestalt von der älteren jüdischen Religion kopiert hat, wo ebenso Jahwe geschildert wird. In den jüdischen religiösen Vorstellungen entstand nun diese Gestalt offenbar auf Grund der Herrschaft des Patriarchats in der Gesellschaftsordnung, wobei der Patriarch, das ist der älteste Vorsteher einer Großfamilie, oder Geschlechts-Großvater oder Urgroßvater absolut herrscht und das gesamte persönliche und gesellschaftliche Leben aller Mitglieder dieser Familienorganisation ordnet. Die jüdische Kultur auf patriarchaler Grundlage ist nun die älteste von den Kulturen aller europäischen Völker, die ebenfalls die patriarchale Gesellschaftsordnung mit einigen Modifikationen entwickelt haben, und deshalb finden wir bei den Juden zuerst die Erscheinung des Monotheismus. Für die Feststellung der Psychogenese der Gestalt des jüdischen Jahwe ist es wichtig, darauf hinzuweisen, daß es dem bekannten Soziologen Jul. Lippert und späteren Forschern vollständig gelungen ist nachzuweisen, daß ursprünglich die jüdische Religion ein ausgesprochener Polytheismus war und daß mehrere Götter die Gestalten von Geschlechterahnen verschiedener jüdischer und israelitischer Stämme waren. Später verschmolzen diese Gestalten in die eine Gestalt des Jahwe, der ebenfalls anfänglich als der heilige Ahne, der Urahne des gesamten jüdischen Volkes gedacht wurde. Die patriarchale Gesellschaftsordnung, die mehr oder minder stark ausgedrückt bei allen europäischen Völkern eine Zeitlang geherrscht hat, besonders aber bei Griechen und Römern zum Ausdruck kam (man rechne hier mit Hunderten von Jahren!), schuf also die psychologischen Grundlagen für die Aufnahme und Ausprägung der ganzen Ideologie und des psychischen Komplexes des Monotheismus auch bei diesen Völkern, nachdem er schon vor der Entwicklung des Christentums, bei Griechen und Römern in den Lehren von Plato, Sokrates, Seneka und in der Stoischen Philosophie, zum Vorschein gekommen war. Die jüdischen monotheistischen Ideen konnten um so leichter von allen europäischen Völkern empfangen werden, als die geistige Erbschaft der patriarchalen Gesellschaftsordnung – die absolute Macht des Vaters – Mannes in der Familie auch dann noch fortdauerte und ihren gesamten Umfang und Stärke bewahrte, als das Patriarchat im Sinne einer Gesellschaftsordnung längst aufgehört hatte zu existieren. Nicht nur die Macht des römischen pater familias ist bezeichnend in diesem Sinne, sondern ebenso charakteristisch die absolute Macht eines solchen

pater, respektive eines Feudalherren, noch im Mittelalter bei den westeuropäischen Kulturvölkern und noch heute bei den Südslawen und Türken[1].

Auf diese Weise wurden in der Sozialpsychologie der Kulturmenschheit die Grundlagen für die Entwicklung der Idee des Monotheismus und des ganzen Inhalts der Vorstellungen und Gefühle geschaffen, die die christliche Religion kennzeichnen.

In ihren psychologischen Grundlagen spiegelt sie die infantilen Vorstellungen von der Weltschöpfung und dem menschlichen Schicksal nach der folgenden Analogie wieder: wie der Vater Familienleben und Ordnung schafft und unterhält, gehorsame Kinder belohnt und die ungehorsamen bestraft, so verhält sich auch Gott-Vater zu den Menschen, respektive zu ganzen Völkern. Diese Vorstellungen sind bereits im Alten Testament vielfach vertreten und klar zum Ausdruck gekommen, nämlich bei allen Erklärungen verschiedener Übel und anderseits auch alles Wohls, die das jüdische Volk, aber auch die Menschheit treffen (NB. so die Geschichte von der Sintflut, von Adam und Eva, Sodom und Gomorrha u. a. mehr). — Nachher bekamen diese Vorstellungen eine besonders weite Entwicklung im Christentum.

Für die soziale Psychoanalyse ist es vor allem wichtig, den Charakter und den psychologischen Inhalt der christlichen Religion festzustellen. Diese Religion brachte in die religiösen Vorstellungen und Gefühle ein neues Prinzip hinein: die e t h i s c h e n P o s t u l a t e, die nicht nur auf den von der älteren jüdischen Religion aufgestellten zehn Geboten beruhten, sondern in denen das Christentum noch einen ganz neuen Moralkodex schuf, der noch deutlicher als in der jüdischen Religion mit rein religiösen (monotheistischen) Glaubensprinzipien verbunden wurde. Dieser Moralkodex, der seinen vollen Ausdruck besonders im Neuen Testament gefunden hat, rückt die Ethik auf allgemein menschliche Grundlagen und predigt die spezifische »Liebe zum Nächsten«, die ideale humanitäre Selbstopferung im Sinne des allgemein-menschlichen Wohles u. a. mehr, indem die christliche Moral hier offenbar das höchste Ziel des Gesellschaftslebens zu erreichen bestrebt ist: ein harmonisches, solidarisches Leben bei der gesamten Menschheit, wie in einer großen Familie, mit Gott dem

[1] Die Macht des Patriarchen (Wladyka) in der südslawischen Hauskommunion — Großfamilie (Sadruga) und bei den alten Ostslawen ist noch ein Rest des Patriarchats.

Vater an der Spitze zu schaffen, was nach der christlichen Grundidee nur durch Bruderliebe, Vergeben und Selbstopferung bei jedem Individuum gegenüber allen Mitmenschen zustandekommen kann. Sozialpsychologisch-historisch erklären sich diese Ideale durch diejenigen Stimmungen und Gefühle, von denen die Arbeitermassen — die Sklaven, Proletarier und Lumpenproletarier in dem großen römischen Reiche begeistert waren, die ja Träger und Verbreiter der christlichen Lehre waren, als das Christentum zum ersten Male eine weitumfassende, soziale und religiöse Bewegung der Volksmassen wurde[1]. In diesen Idealen und dem Glauben an die allgemein-menschliche Liebe, Brüderschaft, Solidarität, Selbstopferung, Vermögensgleichheit, Beseitigung des Reichtums und der Armut, gutwillige Verteilung der Besitztümer u. a., die im Neuen Testament gepredigt werden, spiegelten sich zweifelsohne die Stimmungen und tiefen Wünsche der bedrückten und leidenden Klassen der römischen Gesellschaft (»Wunscherfüllung« in der Phantasie nach der Bezeichnung Freuds, aber im sozialpsychologischen Sinne!), ebenso wie in analogen Vorstellungen und dem Glauben an eine zukünftige, vollkommene, sozialistische Gesellschaftsordnung — die Erwartungen und der Glaube des modernen Proletariats zum Ausdruck kommen. D. h., wie der Einzelmensch am häufigsten davon träumt und sich das idealistisch-phantastisch vorstellt, was ihm besonders im Leben fehlt — einen Erfolg, Gesundheit, Verehrung, Reichtum, Liebe mit der erwünschten Person usw. —, ebenso idealisieren und glauben, respektive predigen leidende, bedrückte und in ihren Gefühlen verletzte Gesellschaftsklassen das Kommen einer solchen Gesellschaftsordnung, in der harmonisch alle menschlichen Interessen verbunden sein und Brüderschaft, gegenseitige Liebe und Solidarität herrschen werden. Der Parallelismus zwischen individueller und sozialer Psychologie verläuft hier so vollkommen, daß, wie in den Träumen des Menschen das gewünschte Objekt stets eine ausgesprochene Vollkommenheit und volle Erreichung des Herbeigesehnten darstellt, ebenso die Ideale in den Schwärmereien und sozialreformatorischen Systemen der bedrückten und ausgebeuteten Klassen, respektive ihre Vorstellungen von dem Zukunftsstaat (das »Reich Gottes« in der Phantasie der Massen des römischen Proletariats oder der sozialistische Staat des modernen Proletariats)

[1] »Es gibt für mich keinen Griechen, Römer oder Juden — in meinem Reiche sind alle gleich!« — verkündigt das Neue Testament.

stets ein Bild des Paradieses auf Erden malen. ⟨Vgl. z. B. die Ideen von Irenäos, Joh. Chrysostomos, Hyppolytos, Laktantius und ⟨verhüllt⟩ der Johannesapokalypse von dem »Reiche Gottes auf Erden« mit den sozialistischen Romanen von Thomas Morus und den folgenden im achtzehnten und auch im neunzehnten Jahrhundert.⟩

Das wären also die sozialpsychologischen Grundlagen der ethischen Lehren, die im Urchristentum zum Ausdruck kamen. Indessen, vom psychologischen Gesichtspunkt, ist es von Belang festzustellen, daß das Christentum diesen von ihm entwickelten Moralkodex auf religiösem Grunde aufbaute, indem das Evangelium einige Male ausdrücklich darauf hinweist, daß Christus – »der Sohn Gottes« nur ein Sendbote des Herrgottes sei, der durch ihn die ewige Wahrheit der Menschheit offenbaren will. D. h. der im Neuen Testament enthaltene Moralkodex stammt nach dem christlichen Glauben von dem Herrgott, von Gott dem Vater. In diesem Sinne gerade könnte man auch umgekehrt sagen, daß die christliche monotheistische Religion auf ethischen Grundlagen aufgebaut ist – im Gegensatz zu den älteren polytheistischen ⟨symbolistischen⟩ Religionen, wo diese Grundlage noch fehlt.

Die Menschheit ist also bei Schaffung dieser neuen Grundlagen und Elemente in ihrer Religionspsychologie auf dieselbe Stufe in ihrer geistigen Entwicklung gestiegen wie auch der Einzelmensch im Kindesalter, wenn nämlich bei dem älteren Kinde ethische Triebe im Sinne von Kant bereits erwachen und sich entwickeln, jedoch ihren Grund und gewissermaßen ihre Stütze in der Autorität des Vaters oder der Mutter finden. Ähnlich wie die christliche Religion die Moral und den ganzen Moralkodex aus der »Offenbarung« Gottvaters[1] herleitet, ebenso begründet das Kind mit der Moralautorität des Vaters, mit den »zehn Geboten« der Eltern gewisse ethische Handlungen oder Unterlassungen. Die ursprüngliche Furcht vor der Strafe, die für die moralischen Triebe des Kindes im jüngeren Alter maßgebend ist, wird durch die autoritäre Moral ersetzt und gleichzeitig umfaßt der Umfang der moralischen Triebe und der Objekte die ganze äußere Welt, mit der das ältere Kind in Berührung kommt. Dieselbe Evolution hat in ihrer ethischen Entwicklung auch die Menschheit durchgemacht.

[1] In diesem Sinne suchte die christliche Religion in der Tat stets nach leitenden ethischen Prinzipien zum Aufbau einer idealen Gesellschaftsordnung und eines Lebens gemäß dem Willen der Vorsehung, nach ideell-familiären Prinzipien mit religionsautoritativer Grundlage ausgestaltet.

Prüfen wir nun weiter, welches die anderen grundlegenden psychologischen Züge der christlichen Religion sind und was den Inhalt des Religionsgefühls bei dem Menschen überhaupt bildet. Die Analyse dieses sonst geheimnisvollen Gebietes in der Sozialpsychologie nach der Methode Freuds und Jungs vermag uns vielleicht doch diejenigen Geheimnisse in der Menschenseele zu enthüllen, die noch für Kant und auch jetzt noch für alle Religionsphilosophen als Beweis der objektiven Existenz einer höchsten übernatürlichen Macht dienen, die von der menschlichen Seele empfunden wird und zu der diese sehnsüchtig hinstrebt.

Wenn wir z. B. die klassischen Erzeugnisse in der Literatur der christlichen Religionsphilosophie, wie etwa die Summa Theologiae von Thomas v. Aquino, oder die Werke des heiligen Augustinus auf ihren psychologischen Inhalt prüfen und diesen mit dem theologischen Inhalt der vier Evangelien und mit dem Geiste aller christlichen Gebete zusammenstellen, so treffen wir dort stets folgende Züge, die die Religionspsychologie überhaupt auszeichnen: ein tiefer Glaube an Gott, der die ganze Psyche des Menschen erfaßt und der ausdrücklich nicht auf der Vernunft, sondern auf dem inneren Gefühl begründet ist; bei ekstatisch-hysterischen Personen (Mönche, heilige Brüder, Sektanten u. a.) gar auf »innerer Empfindung« und »innerem (seelischen) Hellsehen« der Göttlichkeit (»Gott lebt in meiner Seele«, »der Herrgott ist in mir« usw.)[1]. Es ist dabei bemerkenswert, daß die Religionsphilosophen fast immer darauf hinweisen, daß dieser tiefe Glaube an Gott durchaus nicht auf vernünftigen Erwägungen begründet sei, daß der Menschenverstand nicht imstande sei, Gott zu begreifen, weder seine Vorschriften, noch den Sinn seines Willens, den der Weltschöpfung, des menschlichen Schicksals u. a. mehr[2]. »Lediglich das tiefe Gefühl, die innerlich-geistige Empfindung Gottes in allen Naturäußerungen und im Menschenschicksal ist die wahre Grundlage der Religion« — heißt es oft in Religionsschriften. In psychoanalytischer Beziehung heißt

[1] Daher stammen die Beinamen zahlreicher Heiliger in der griechisch-orthodoxen Kirche: Gregorius, Iwan usw. »der Gottesträger« und ähnliches.

[2] Kant hat vorzüglich in der Kritik der reinen Vernunft nachgewiesen, daß die Existenz Gottes und seines Willens, der die Welt regiere, mit vernünftigen Beweisen nicht begründet werden kann, indem er auf logischem Wege alle Beweise, die von der christlichen Religionsphilosophie vorgebracht werden, zurückwies und unbestreitbar bewies, daß sie ad absurdum führen. Für ihn ist die Existenz Gottes ein kategorischer Imperativ, der ebenso wie die Moralgebote nicht bewiesen werden kann, sondern empfunden wird durch ein tiefes inneres Gefühl seiner Notwendigkeit.

das nun, daß der religiös-gestimmte Mensch im Unterbewußtsein eine Reihe von erlebten Vorstellungen aufbewahrt, die miteinander verbunden sind und ein Ganzes bilden, mit einer gemeinsamen Gestalt und Idee, die diese Vorstellungen beherrscht und leitet und im gegebenen Fall das Bild einer Herrschafts- und Führerperson ergibt.

Das innere, geistige Empfinden Gottes, das tiefe Gefühl von Gott in allen Äußerungen der Natur und den Vorstellungen, respektive Begriffen von dem ganzen Leben überhaupt, ist ohne Zweifel der verhüllte Vaterkomplex, der in dieser Symbolform aus dem Unbewußten auftaucht, wohin, wie die psychoanalytische Lehre nachweist, die kindlichen Vorstellungen und Erlebnisse verdrängt werden, um später in verhüllten Symbolformen und -gestalten um so mehr und um so öfter in das Bewußtsein emporzutauchen, je mehr bei der betreffenden Person die infantile Psychologie zurückbleibt. Dieser verhüllte Vaterkomplex herrscht eben in dem gesamten Bewußtsein einer solchen religiös-gestimmten Person und bedingt alle ihre Vorstellungen und Gefühle, indem ein solches Individuum zweifelsohne in starkem Maße aufbewahrte Rudimente der infantilen Psychologie aufweist.

Die christliche Religionsphilosophie liefert im weiteren für die soziale Psychoanalyse ein durchaus dankbares Material, indem sie ziemlich ausführlich die Vorstellungen der christlichen Religion von Gott im Sinne seiner Eigenschaften aufzeichnet. Gott der Vater hat nicht nur die sichtbare und unsichtbare Welt geschaffen, sondern nach seinem Willen geschieht alles. Er ist das »Allergütigste Wesen« — die Vorsehung, die die Welt regiert und sie zur Vollkommenheit leitet. Es ist klar, daß auch hier, in diesen Vorstellungen die kindlichen Vorstellungen und Begriffe vom Vater auf die Welt und das menschliche Leben projiziert werden. Sozialpsychoanalytisch muß indessen diese Parallele dahin berichtigt werden, daß in der christlichen Religion die ideale Gestalt Gott-Vaters, der vollkommen gütig und gerecht auch dann erscheint, wenn er die Menschen, seine Kinder, für deren »Sünden« bestraft, gewiß einen stark idealisierten Vaterkomplex darstellt, indem diese phantastische Idealisierung überhaupt ein Spezifikum der infantilen Psychologie bildet, zu der wir alle teilweise nachts in unseren Träumen zurückkehren und die ganz besonders bezeichnend für die antike und noch mittelalterliche Menschheit gewesen ist.

Von besonderem Interesse ist es, die psychologischen Motive der christlich-religiösen Gefühle und Stimmungen festzustellen. Als

höchster, sozialer und philosophischer Trieb wird in der Religionsliteratur oft der Gram über die tiefe Unvollkommenheit des Lebens, das Leiden in Anbetracht der vielen Übel, des Bösen im Menschen und in der Natur geschildert. Viel öfter erscheinen jedoch persönliche Leiden als die Triebfeder religiöser Stimmungen, wenigstens bei den Durchschnittsmenschen. Es ist bekannt, daß sehr oft verschiedene psychische Leiden, respektive tragische Erlebnisse, die Menschen intensiv religiös stimmen, manchmal sogar solche Personen, die bis dahin religiösen Stimmungen und dem Glauben gänzlich gleichgültig und fremd gegenüberstanden, oder wie Geistliche sich gerne ausdrücken: »Der Mensch kehrt in den Schoß der Kirche zurück.« Eine Krankheit, der Verlust einer tief geliebten, nahestehenden Person, große Vermögensverluste, das Alter (d. h. die Nähe des furchtbaren, unbegreiflichen Todes), unglückliche Liebe (besonders bei Frauen) u. a., ergeben fast immer den Grund zur Entwicklung der religiösen Psychik bei dem Menschen und diese wird dann um so ausgeprägter, je größer das Seelenleiden gewesen war (im äußersten Falle führt das manchmal den Menschen zum Eintritt in ein Kloster). Eben darum hat die christliche Religion stets die stärkste Stütze bei den Volksmassen gefunden. Eben die unglücklichen und leidenden Volksmassen haben durch ihre geistigen Führer — die Apostel des Jesus aus Nazareth — jüdische Flüchtlinge, in sozialer und religiöser Beziehung die Lehre des Christentums formuliert und entwickelt und ihr die erwähnten spezifischen, ethischen und religiösen (theosophischen) Züge beigelegt, in denen nämlich die infantile Psychologie dieser Klassen äußerst idealisierte (phantastische, wie in Kindermärchen!) religiöse Gestalten der väterlichen, obersten, allgütigsten Macht schuf, die die Welt zur Vollkommenheit, allgemeinen Bruderliebe unter den Menschen, Frieden und allgemeinem Wohl, mit Freude und Glückseligkeit verbunden, führe. In diesem Sinne liegt es außer Zweifel, daß das Christentum historisch ursprünglich die soziale und religiöse Lehre der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen in dem mächtigen römischen Reiche gewesen ist, als es zum ersten Male eine umfassende, soziale und religiöse Bewegung und Stimmung breiter Gesellschaftskreise wurde[1]. Und darum spiegeln sich in der ganzen christlichen

[1] Es ist wohl bekannt, daß die römischen Schriftsteller dieser Zeit verächtlich das Christentum als »Religion — wilden Aberglauben von Sklaven und Bettlern« bezeichnen. Apostel Paulus berichtet in Übereinstimmung damit,

Lehre, respektive in ihren ersten Literaturerzeugnissen, den vier Evangelien, den Apostelbriefen und den Werken der ersten Kirchenväter, wie in einem Spiegel die religiösen und sozialen Gefühle, der Glaube, die Stimmungen, Hoffnungen, Erwartungen und Bestrebungen der römischen Sklaven-, Proletarier- und Halbproletariermassen. Zutreffend verweist deshalb der vorzügliche deutsche Historiker des antiken Sozialismus und Kommunismus Pöhlmann darauf, daß ursprünglich das Christentum und seine Literatur einen ebenso entwickelten sozialen als rein religiösen Inhalt einschlossen und das dessen Soziallehren bestimmte und deutlich hervortretende kommunistische Züge aufwiesen[1].

Psychoanalytisch betrachtet, erklärt sich diese historische, heutzutage erschöpfend bewiesene Genese und Evolution der christlichen Religion damit, daß die eigentümlichen geistigen (sozialen) Stimmungen der römischen Volksmassen eine besonders günstige Grundlage für die Entstehung und Weiterentwicklung der religiösen, monotheistischen Psychologie bildeten, d. h. zur Projektion des infantilen Vaterkomplexes auf die Welt- und sozialen Vorstellungen und Ideale. Mit anderen Worten, der geistige Fortschritt von den primitiveren, polytheistisch-symbolistischen Vorstellungen und Glauben zum Monotheismus und der auf ethischen Grundlagen aufgebauten christlichen Religion äußerte sich anfangs bei intensiv-leidenden (und deshalb auch intensiv denkenden und tief empfindenden) Schichten der Gesellschaft und später betraten diese höhere geistige Stufe auch die übrigen Schichten der Kulturmenschheit. Einige Jahrhunderte darauf akzeptierten auch die barbarischen Völker, die das römische Reich erobert hatten, offenbar unter dem geistig-kulturellen Einfluß der römischen Gesellschaft das Christentum.

---

daß die christlichen Gemeinden in der ersten Zeit weder vermögende noch gebildete Leute enthielten. Bezeichnend ist es auch, daß die christliche Bewegung noch in Galiläa zur Zeit Christi auf Arbeiterschichten aus dem Volke sich stützte. Die Jünger und Anhänger Jesus sind Arbeiter-, proletarische Elemente. Er selbst stammt aus einer armen Handwerkerfamilie und der Sinn seiner Predigten ist offenbar gegen die Reichen und Herren »dieser Welt« gerichtet, indem die Armen, Leidenden, Verfolgten und Unglücklichen nach ihm sichere Erben des »Gottesreiches« sind. Vgl. besonders die Bergpredigt Jesus nach dem Lukasevangelium.

[1] Vgl. Pöhlmann: Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, 1912, Bd. II. Das Christentum.

Die primären Gefühle als Bedingungen der höchsten Geistesfunktionen.

Von Dr. O. PFISTER in Zürich.

Unter Sublimierung versteht Freud den Vorgang, in welchem »die Sexualbestrebung ihr auf Partiallust oder Fortpflanzungslust gerichtetes Ziel aufgibt und ein anderes annimmt, welches genetisch mit dem aufgegebenen zusammenhängt, aber selbst nicht mehr sexuell, sondern sozial genannt werden muß«[1]. Hiezu gesellt sich in einer früheren Behandlung desselben Gegenstandes der Satz: »Eine frühzeitig vorgefallene Verdrängung schließt die Sublimierung des verdrängten Triebes aus; nach Aufhebung der Verdrängung ist der Weg zur Sublimierung wieder frei«[2].

Gegen diese letztere These erhob sich reger Widerspruch. Die Verachtung, mit der die Gegner der Psychoanalyse dem Sexualleben gegenüberstehen, ließ es als Pflicht und verdienstliches Werk erscheinen, die Abhängigkeit der höchsten Geistesprodukte von den primären Regungen leidenschaftlich zu bekämpfen. Wie ekelhaft wäre doch der Gedanke, daß selbst Religion, Freundschaft, Kunstgenuß durch sexuelle Einschläge besudelt wären! Dabei verkannte man Freuds Ansicht, als hätte er behauptet, die höchsten sozialen Leistungen wären n i c h t s a n d e r e s a l s u m g e m o d e l t e S e x u a l i t ä t, so daß sie aus dieser allein restlos zu erklären seien! Nicht nur die Anhänger jener Ethik, welche die mortificatio carnis als Bedingung vollkommener Frömmigkeit betrachtet, sondern auch religionslose Leute, die auf Anstand und Sitte hielten, liefen gegen Freuds Sublimierungstheorie Sturm, wobei sie ihre Waffen nicht der Rüstkammer wissenschaftlicher Erfahrung, sondern der Esse ihres sittlichen Bewußtseins entnahmen.

Das Gewissen in allen Ehren! Wer es mißachtet, versinkt in einen Abgrund. Aber darf die Psychologie deswegen P e k t o r a l-

[1] Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, 398.
[2] Über Psychoanalyse, 61.

psychologie werden? Dann fiele sie selbst in einen Abgrund. Eine sachliche Erledigung des Gegenstandes läßt sich nur gewinnen bei Anwendung des Verfahrens, das die Gegner so leidenschaftlich ablehnen. Um aber ihrer Einrede zu entgehen, daß dann meine Worte für sie in den Wind gesprochen seien, nehme ich meinen Ausgangspunkt bei Tatsachen, die sie selbst in ihrer Umgebung aufsuchen können, da sie sich so oder anders ja stets wiederholen. Dann werden die Opponenten sich die Frage vorlegen müssen, ob eine andere Erklärung, als Freud sie gibt, möglich sei, oder ob nicht vielmehr die Tatsachen selber die psychoanalytische Interpretation beweisen.

Ich schildere zunächst einige Fälle, in denen tatsächlich die Verdrängung der primären Triebe die Entfaltung der höchsten geistigen Fähigkeiten teils verhinderte, teils in die Tiefe riß. Natürlich handelt es sich hier für uns nicht um vollständige Analysen, sondern um kurze Auszüge derjenigen Merkmale, die für unser Thema entscheidend sind.

1. Ein Mitte der Dreißigerjahre stehender Gelehrter leidet an schwerer Gemütsverödung. Unter Tränen berichtet er, wie ihm alle Werte versunken seien, zuletzt auch die Freude am wissenschaftlichen Forschen, das ihm hohe Anerkennung und außergewöhnliche äußere Erfolge eingetragen hatte. Seit ihm die Menschen nichts mehr sind, können ihm auch Ehre und Ruhm nichts mehr bieten, und die wissenschaftliche Arbeit als Selbstzweck läßt ihn kalt. Neid auf Menschen, die in ihrer sozialen Betätigung oder ihrem religiösen Wandel glücklich sind, Sehnsucht nach begeisternden Idealen, Schmerz über die trostlose Leerheit seiner inneren Verfassung erfüllen ihn.

Während hypnotischer Versuche taucht folgende Phantasie auf: »Ich sehe mich als kleines Kind nackt daliegen, aus meinem Unterleib steigt Feuer auf, die Mutter löscht es aber sogleich wieder. Ein Riese liegt über einem Gracht (in ein Häuserquartier vorspringender Hafen), die Beine liegen über den Straßen, die den Gracht einfassen, aus dem Wasser, zwischen den Beinen, ragt ein riesiger Baum; wie dieser zu brennen beginnt, eilen von allen Seiten Feuerspritzen herbei und löschen die Flammen«[1].

Bei der Einstellung der Phantasien bekennt der Analysand: Was hier beschrieben ist, enthält die Tragödie meines Lebens. Von

[1] Da ich ausnahmsweise nicht nachstenographierte, kann ich den Wortlaut nicht verbürgen, was aber nichts schadet.

klein auf wurde ich in puritanischem Sinne mißhandelt, alle natürlichen Regungen erklärte die Mutter für sündhaft, alle Freuden wurden durch Moralbrühe vergällt. Wir Kinder lebten in enger, dumpfer Luft und konnten unser Recht auf freie Bewegung nie ausüben. Besonders wurde alles, was mit der Geschlechtlichkeit zusammenhing, in Verruf gebracht und als schändliches Noli me tangere behandelt. Als ich eine kleine Jugendliebe aufbrachte, wurde sie mir durch die Mutter in brutaler Weise ausgetrieben. Damals begann der Intellektualismus stärker hervorzutreten und das Gefühl abzustumpfen.«

Die Deutung liegt auf der Hand: Der Zustand des Nirwana ist zum Bedürfnis geworden, aus dem von der Mutter seiner Primärerotik beraubten Kinde ist ein Mann geworden, dessen Unbewußtes paranoisch sich selbst im Wunsche aufbläst, ein Riese zu sein, ein Mann, der entmannt wird, indem alle heißen Gefühle, die mit der Liebe zusammenhängen, ihm ertötet werden.

Daß ein solcher Mensch im Egoismus keinen Ersatz findet, wird uns nicht wundern. Im Verkehr mit der Umgebung war er oft gereizt, wo er es sich leisten durfte, aber mehr und mehr nähert er sich dem Automaten, bis ihm die Analyse half, die weitgehende Verdrängung der Sexualität rückgängig zu machen und eine normale Einstellung zum Leben zu gewinnen. Er gewann die innere Freiheit zur Liebe, verheiratete sich und wurde ein glücklicher, arbeitsfroher Mensch.

2. Waren in diesem Falle gemäß den Resten unverdrängter Sexualität noch dann und wann erhebliche Spuren von Liebesahnung vorhanden[1], so verfällt eine andere Analysandin beinahe dem Zustand des Nirwana, nur daß Lebensüberdruß und Lebenssehnsucht sich nicht erdrosseln lassen wollen. Ein 28jähriges Mädchen schreibt mir einen verzweifelten Brief, laut dem es sich seit etwa zwei Jahren im Zustand einer lebendigen Leiche befinde. Alle Interessen und Freuden seien geschwunden, das größte Unglück lasse sie kalt, nichts als namenloser Ekel vor dem Leben sei übriggeblieben. Auch gute Lektüre hinterlasse nur namenlose Traurigkeit. Alle Versuche, ein Lebensziel zu finden, hatten fehlgeschlagen, besonders auch die Anthroposophie, die sie, wie sie mündlich berichtete, mit dem Verstand anerkenne, ohne aber durch sie zu irgend einem tieferen Er-

[1] Deutlich treten sie hervor in einer von diesem Analysanden improvisierten Tagphantasie, die ich wiedergab und analysierte in meinem Büchlein »Wahrheit und Schönheit in der Psychoanalyse«, Rascher, Zürich 1918, S. 105 f.

leben zu kommen. Daß man keine Gefühle forderte, aber beständig Lehren entwickelte, gefiel ihr an der neuen Sekte. Nachdem sie die größten Anstrengungen gemacht habe, durch theoretische und praktische Arbeit auf dem Wege Rudolf Steiners über ihre geistige Verödung hinauszukommen, versuchte sie, unauffällig sich umzubringen. Trotz schweren tuberkulösen Lungenleidens lief sie nachts bei Regenwetter barfuß steile Abhänge hinauf und unternahm eine Reihe anderer Suizidversuche, die keineswegs als hysterische Aufmachungen betrachtet werden können. Da ihr das Schicksal sogar den Selbstmord mißgönne, wünschte sie eine Analyse zu durchlaufen.

Die Vorgeschichte enthält vorzügliches Material zur Beantwortung der Frage, die uns beschäftigt. In unerquicklichen Familienverhältnissen aufgewachsen, wurde unsere Patientin im 22. Jahr von einem schweren Lungenleiden befallen und verbrachte drei Jahre an einem Kurort. Hatte sie als strenge Katholikin die Sexualität als den Inbegriff alles Häßlichen und Sündlichen betrachtet und beispielsweise sogar das Waschen der unteren Leibespartien für eine Todsünde angesehen, so kam sie nun in ein Milieu, das die freie Liebe unbedenklich zuließ. Gegen Ende der ersten Kur, die etwa drei Jahre gedauert hatte, sagte sie sich, daß sie nie heiraten dürfe. Dann aber wolle sie auf andere Weise das Mysterium der Liebe kennen lernen. Bisher hatte sie junge Männer gerne gesehen und arglos Freundschaft mit ihnen gepflegt. Auch Freundinnen waren ihr lieb und voller Sehnsucht, ein guter Mensch zu sein und einen hohen Lebensinhalt zu gewinnen, fühlte sie sich glücklich.

Während eines Lehrkurses, der ihr zu einem Beruf verhelfen sollte, trat die Wendung ein. Sie lernte einen jungen Mann kennen, der seine sinnlichen Gelüste wenig verbarg. Unsere Analysandin konnte ihn weder schätzen noch lieben, um jedoch ihren längst gefaßten Vorsatz auszuführen und ein für allemal von ihren Begierden befreit zu werden, ließ sie sich mit ihm in ein Verhältnis ein, das eine Woche dauerte, aber nur zu Intimitäten, nicht zum normalen Sexualverkehr führte. Bei allen Reizungen blieb sie kalt und der Ekel wurde so stark, daß sie jedesmal im letzten Augenblick ihren Widerstand zur Geltung brachte. In der Nähe des Geliebten war sie innerlich kalt, sofort nach seinem Weggang aber brannte sie in den wildesten Gefühlen. Um sich nicht als gefallene Person verachten zu müssen, willigte sie in eine »Verlobung« oder doch bleibende

Beziehung zu jenem Manne ein, wobei sie sich jedoch fortwährend sagte, daß sie ihn nie werde heiraten können. Während dieser konfusen Verfassung, die in Abwesenheit des »Bräutigams« etwa sechs Monate anhielt, litt sie unter ihren Trieben, blieb aber bei autoerotischen Manipulationen völlig kalt. Als ihr ein neuer Bewerber nahe trat, wiederholte sie die Szene mit dem ersten Liebhaber. Wieder versagte sie sich im letzten Augenblick und erstarrte nur desto mehr in sexueller Hinsicht, blieb aber in ihrem Gesamtverhalten gegenüber den ihr zugänglichen Lebensgütern gesund.

Eines Tages erfuhr sie, daß der Geliebte, dem sie sich zugesagt hatte, eine Schwindelexistenz führte. Sie gab ihm in einem entrüsteten Schreiben den Abschied. Alsbald aber wurde sie von so heftigen Begierden erfaßt, daß sie vier Tage lang wie eine brünstige Stute herumlief und fast verzweifelte. Zuletzt sah sie das Aushängeschild eines Frauenarztes. Sie rannte zum Spezialisten und bat flehentlich um Hilfe, da sie sich sonst gleichen Tages prostituieren müsse. Er wandte ein schmerzhaftes Ätzmittel an und erzielte wirklich eine augenblickliche Abkühlung.

Allein mit den Sexualgefühlen verschwanden gleichzeitig alle höheren Gefühle. Natur und Kunst, Freundschaft und Lebenswille sanken in einen unsichtbaren Schacht. Wenn sie von etwas Schönem und Beglückendem hörte, brach sie in Weinen aus. Oft trat sie vor Messerläden und prüfte, welches der Messer zum Selbstmord wohl am besten paßte. Ein Nervenarzt versuchte sie mit Suggestionen zu erlösen, auch Turnen empfahl er ihr, aber sie konnte sich nicht aufraffen, nicht konzentrieren und gab die Kur auf.

Eine Freundin verwies sie zur Anthroposophie, die ihr als Gedankenbau imponierte und Lebenssehnsucht wachrief. Besonders der Gedanke der Reinkarnation sagte ihr zu. Aber es blieb die eisige Kälte ihres Innern, und obwohl sie alles tat, was jene Lehre auferlegt, die Enttäuschung war vollkommen. Auch der Lungenprozeß brach wieder aus und zwang sie zur erneuten Aufsuchung eines Kurortes. Als gänzlich verödeter, bankrotter Mensch ohne Hoffnung verlebte sie, wie wir hörten, zwei Jahre.

Eine Analyse, die leider aus äußeren Gründen auf zwei Monate beschränkt werden mußte, verhalf zur fast völligen Genesung. Die Ödipusbindung sträubte sich ungewöhnlich heftig gegen die Untersuchung und warf die unangenehmsten Widerstände nach außen. Der Umschwung ging plötzlich von statten, als die Sexualität

ihrem Grabe entstieg, ihr früheres Odium verlor und sich dem sittlichen Lebensplan einzufügen begann. Gleichzeitig schwand ein hysterisches Symptom: Seit den vier Tagen der Brunstraserei hatten sich braune Flecken im Gesicht gezeigt, offenbar daher rührend, daß einige Monate zuvor der erste Partner ihr versicherte, schlechte Weiber tragen solche. Dieser neurotisch ausgedrückte Prostitutionswunsch verschwand, sobald die Sexualität der Vorherrschaft des Gewissens zugeführt wurde. Pat. fand auch eine Weltanschauung, die sie befriedigte, und schrieb nach einigen Monaten, es gehe ihr gut, wenn auch noch, dem Zustand der Unanalysiertheit entsprechend, Hemmungen geblieben waren.

3. Ein einunddreißigjähriger Gelehrter, der an beträchtlicher Unfähigkeit zu geistiger Sammlung, an Selbstverachtung, Depressionen und anderen Symptomen litt, beginnt einen erfolgreichen Kampf gegen die Onanie, die ihm zu etwas Unmöglichem und Gleichgültigem wird. Sowie die Sexualbegierde verschwunden ist, befindet sich aber auch die Kraft zu geistiger Anstrengung auf dem Nullpunkt. So heftig er sich aufpeitschen will, er bringt nicht das Geringste zustande. Nachdem er halb verzweifelt in diesem Zustand verharrt hatte, begegnete er eines Abends einem Mädchen, das ihm gut gefiel. Er näherte sich ihr und merkte bald, daß er es mit einer Prostituierten zu tun habe. Sogleich verließ er sie, begab sich schnurstracks nach Hause und arbeitete noch in derselben Nacht mit großer Freudigkeit an seinem Werke. Sobald die Geschlechtsbegierde aus ihrem Verließ gerissen worden war, blühten auch wieder die wissenschaftlichen Interessen auf.

Es ist nicht nötig, die Beispiele zu vermehren. Was gezeigt werden sollte, trat deutlich genug hervor, und obwohl uns manche ähnliche Fälle begegnet sind, würden sie unser Wissen nicht bereichern. Wir dürfen daher den Satz wagen: Wird die Primärerotik im engeren oder weiteren Bereiche verdrängt, so kann innerhalb der Sublimierungen ein Ausfall eintreten, der jener Verdrängung entspricht und unter Umständen das ganze Sublimierungssystem lahm legt.

Bei partieller Sexualverdrängung können aber auch unter gewissen Bedingungen mit Hilfe nichtverdrängter Primärtriebe gesteigerte Sublimierungsleistungen eintreten, die jedoch leicht den Charakter des Überhitzten, Fanatischen annehmen.

Freuds Satz, der früh vorgefallene Verdrängung als notwendiges Hindernis der Sublimierung hinstellt, besteht sicher zurecht.

Dagegen wäre es nicht richtig, von der völligen Verdrängung aller deutlich bewußten Sexualregungen im engeren Sinne Vernichtung des Sublimierungsaufbaues zu erwarten.

Ich behandelte, aus äußeren Gründen leider nur einige Stunden, einen an seelischen Hemmungen leidenden 19jährigen Jüngling, den mir ein Psychiater zugewiesen hatte. Dem Arzte war aufgefallen, daß er keinerlei sexuelle Regungen bei ihm auffand. Auch ich konnte nicht die leiseste Innervation oder Strebung entdecken, die deutlich sexuell charakterisiert gewesen wäre. Dabei war der Jüngling begeistert für Religion und Natur, sehnte sich nach Freundschaft und erlabte sich an guter Literatur. Pollutionen traten selten und stets ohne Empfindung auf. Beim Eintritt von Mädchen oder älteren Frauen geriet er in starke Verwirrung. Wie junge Mädchen aussehen, wußte er nicht anzugeben, da er ihnen niemals ins Gesicht sah. Der körperliche Unterschied zwischen Mann und Weib war ihm unbekannt. Hörte er über Sexuelles sprechen, so wurde ihm übel. Angst kannte er nur in einer einzigen deutlichen Form: Als Angst vor dem Fegefeuer; um diesem zu entgehen, hob er zu Boden gefallenes Brot sofort auf. Seit Jahren war aber auch diese Angstform verschwunden. Auffallend war eine Aphonie, die mit der Gemütslage wechselte und keine nachweisliche organische Grundlage aufwies. Daheim und im Geschäft schrieb er, ohne es zu wollen, zwei verschiedene Handschriften. Oft litt er an Depressionen. Wir sehen hier die Sexualität im engeren Sinne sehr stark verdrängt, ohne daß die Sublimierungen in die Tiefe gerissen wurden. Dieser Ausgang kann eintreten, wenn starke Sublimierungsfähigkeit besteht, lustvolle Sublimierungsleistungen eingeübt waren oder offen stehen, ferner wenn die primäre Sexualität nicht zu stark betont war, als die Verdrängung erfolgte und wenn die Verdrängung nicht zu schroff und plötzlich vor sich ging.

Von hier aus verstehen wir auch jene kulturell hochstehenden Menschen, die sich der mortificatio carnis rühmen und trotzdem Wissenschaft, Kunst oder andere hochwertige Leistungen pflegten. Wenn wir Gelegenheit haben, ihr Seelenleben genauer zu untersuchen, so beobachten wir oft, daß sie nur unvollständige Sexualverdrängungen hervorbrachten. Mag auch das normale Gelüsten verdrängt sein, mögen die motorischen Funktionen fehlen, man findet Sexualität, oft ethisch einwandfrei, oft sogar in abstoßender Ausprägung. Einzelne Teilleistungen sind überbetont, vielleicht der Schautrieb, oder, wie die Geschichte der Inquisition lehrt, der

Sadismus, oder wie uns die Asketik verrät, der Masochismus usw. Oft tollt sich die ganze Erotik unverändert in religiösen Phantasien aus, Träumen, Halluzinationen, Delirien, hysterischen Phantasien, in denen die Primärerotik sich in den kräftigsten und unverhüllten Innervationen äußern kann[1]. Selbstverständlich entspricht nicht die Sexualverdrängung, sondern die von der ethischen Norm bestimmte Verwendung und Beherrschung der Geschlechtlichkeit dem Ideal einer autonomen Ethik.

Nach einzelnen Psychologen besteht das Gefühl überhaupt nur in Körperempfindungen, seien es Innervationen der Muskeln (James) oder solche der Gefäße (Lange). Der Würde der höchsten Gefühle tut dies so wenig Abbruch, als es die Hoheit irgend eines Helden beeinträchtigt, daß er ohne Darmfunktionen seine höchsten Schöpfungen nicht zustande brächte. Denn niemals kann es sich darum handeln, aus der Primärerotik allein die höchsten Geistestaten zu erklären. Jede Sublimierung ist Aktivierung nichtsexueller Anlagen, und schon das Neue Testament bestätigt, daß von Menschen, die sich in Primärerotik ausgeben, eine höhere Lebensentfaltung vernünftigerweise nicht zu erwarten steht. Diese praktisch gewonnene Einsicht durch exakte Beobachtung zu erhärten und ein wenig weiter durchzudenken, war die Absicht dieser kurzen Mitteilung.

[1] Vgl. Pfister, Die Frömmigkeit des Grafen L. v. Zinzendorf, Schriften zur angewandten Seelenkunde, 8. Heft, Leipzig und Wien. — Derselbe, Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultus. Zentralblatt für Psychoanalyse, Band I. Derselbe, Hysterie und Mystik bei Margarete Ebner. Ebenda. Beide in das Buch: Zum Kampf um die Psychoanalyse (Internationale Psychoanalytische Bibliothek Nr. 8), 1920, aufgenommen.



Beiträge zur Psychogenese der zeichnerischen Begabung[1].

Von Dr. IMRE HERMANN, Budapest.

Problemstellung.

Was ist der Künstler? Diese Frage wird in der psychoanalytischen Literatur rege besprochen[2]. »Der Künstler« ist – nach Freud — »ursprünglich ein Mensch, welcher sich von der Realität abwendet . . . Er findet aber den Rückweg aus dieser Phantasiewelt zur Realität, indem er dank besonderer Begabungen seine Phantasien zu einer neuen Art von Wirklichkeiten gestaltet«[3]. »Er besitzt . . . das rätselhafte Vermögen, ein bestimmtes Material zu formen, bis es zum getreuen Ebenbilde seiner Phantasievorstellung geworden ist«[4].

Um den Künstler zu verstehen, muß demzufolge – unter vielem anderen – auch das dem Verständnis näher gebracht werden, was die »besondere Begabung«, was das »rätselhafte Vermögen« des Gestaltens eigentlich ist. Diese Frage erstreckt sich über die Frage des Künstlers, da doch jeder Künstler eine besondere Begabung besitzen muß, hingegen wird nicht aus jedem Begabten ein Künstler, und zwar erstens, weil gewisse Begabungsarten keine Befähigung zu einer künstlerischen Ausführung aussprossen lassen (z. B. mathematische Begabung); zweitens kann aber eine zum Künstlertum disponierende Begabung ohne künstlerischen Erfolg vorhanden sein (z. B. zeichnerische Begabung im Konstruktionszeichnen), nicht aber umgekehrt. Dabei sollen diejenigen Fälle, wo unproduktive Fähigkeiten zu bemerken sind, also das bloße

[1] Nach einem am 19. Dezember 1920 in der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung gehaltenen Vortrag.

[2] Siehe z. B. O. Rank, Der Künstler, 1907, 2. Auflage, 1918.

[3] S. Freud, Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen, III. Bd., 1912.

[4] S. Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, 1917, S. 436.

nicht leistungsfähige Dasein von Fähigkeiten vorhanden ist, nicht zur Begabung gezählt werden[1].

Auch die normalpsychologische — nicht psychoanalytische — Forschung studiert die Frage der Begabung; sie kennt die Begriffe der aktuell wirksamen Fähigkeit und der ihr zugrunde liegenden Disposition; sie weiß die Erscheinung des Interesses zu würdigen; sie zerfasert die einzelnen Begabungen, Fähigkeiten, indem sie Teilfähigkeiten zu bestimmen trachtet, welche nebeneinander bestehend die fragliche Fähigkeit ergeben, geradeso wie — nach einem häufig verwendeten Vergleich — die einzelnen Steinchen des Mosaikbildes das bedeutungsvolle Bild.

Nicht diese Untersuchungen spornen den Psychoanalytiker an, die Frage der Begabung zu bearbeiten. Der Tiefenpsychologie liegt während ihrer Beschäftigung mit Neurosen eine Fülle von Tatsachen vor, welche die Frage der Begabung (und der Fähigkeit) in einem ganz besonderen Lichte erscheinen lassen. Diese Tatsachen sind die folgenden:

1. Die Vorbildlichkeit der Sexualität drängt die Begabung im sexuellen Sinne, die männliche Potenz als Muster vor. Hier können alle Teilfähigkeiten ungestört vorhanden sein (Erektion, Ejakulation, Liebe zu einem Weibe), ohne die leistungsfähige Potenz, die »Begabung« selbst, zu ergeben: Die Potenz kann gerade im entscheidenden Momente versagen, obzwar die Teilfähigkeiten sich — scheinbar — leistungsfähig erweisen. Die Teilfähigkeiten erheischen noch etwas, sagen wir einen »beseelenden Akt« (Husserls Ausdruck in seiner Wahrnehmungslehre), um die Potenz zu ergeben. Ob der beseelende Akt wirkt oder nicht, ist wiederum kein Zufall, sondern mit der seelisch-libidinösen Entwicklung des betreffenden Menschen verknüpft. Das Fehlen des »beseelenden Aktes« kann psychoanalytisch begründet werden.

2. Die Frage, ob jemand eine gewisse Begabung, Fähigkeit besitzt, kann in der nicht analytischen Psychologie mit »ja« oder »nein« beantwortet werden: entweder ist jemand zeichnerisch begabt oder nicht, entweder ist jemand musikalisch oder nicht — anzunehmen sind nur Gradunterschiede. Natürlich muß der Fähigkeit auch hier keine Begabung entsprechen, d. h. die Fähigkeit kann eventuell nur unproduktiv, dispositionell vorhanden sein. Auch muß sich die Be-

[1] G. Révész, Prüfung der Musikalität. Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 85, 1920, S. 164.

gabung, die Fähigkeit, nicht bei jeder möglichen Gelegenheit offenbaren. Niemals kann aber außer der Psychoanalyse behauptet werden, daß, je nach dem eingenommenen Standpunkt des Beobachters, eine Fähigkeit vorhanden oder nicht vorhanden erscheint. Freud findet, daß die Auffassung von, ich möchte sagen, stabilen Fähigkeiten, wenigstens im Gebiete der Denkarbeit, unhaltbar ist.

Freud sagt in der »Traumdeutung«: »Wir finden die Fragestellung vor, ob die Seele alle ihre Fähigkeiten in ungehemmter Entfaltung an die Traumbildung verwendet oder nur einen Bruchteil derselben. Unsere Untersuchungen leiten uns dazu, solche Fragestellungen überhaupt als den Verhältnissen inadäquat zu verwerfen . . . Die Traumgedanken sind völlig korrekt und mit allem psychischen Aufwand, dessen wir fähig sind, gebildet . . . Hingegen ist jenes andere Stück Arbeit, welches die unbewußten Gedanken in den Trauminhalt verwandelt, dem Traumleben eigentümlich und für dasselbe charakteristisch«[1].

Das heißt: Das Vorhandensein einer produktiven Fähigkeit ⟨Begabung⟩ ist durch einfaches Herunterlesen aus dem psychischen Produkte nicht zu konstatieren. Die psychischen Begabungen sind somit einem dynamischen Gleichgewicht der Biologie vergleichbar, sie sind Ergebnisse von dynamisch ⟨im Heringschen Sinne⟩ zu beschreibenden Zuständen[2].

3. Kranke sind oft im Besitze von Fähigkeiten mit Mehrleistung ⟨Begabungen⟩ gegenüber den Fähigkeiten anderer Gesunden und gegenüber ihrem eigenen gesunden Lebensabschnitt. Diese Mehrleistungen sind aber oft nachgewiesenermaßen — nach der psychoanalytischen Lehre — keine wirklichen Neuschöpfungen, sie beruhen auf Wiederbelebung alter Gewohnheiten, auf Regression ⟨z. B. die erhöhte Phantasietätigkeit⟩. Die Mehrleistung beruht auch hier auf Besetzungsänderungen, sie beruht ⟨beruht nur⟩ auf ökonomisch-dynamischen Vorgängen. Durch Zurücksinken auf schon verlassene Entwicklungsstufen werden schon vergessene Fähigkeiten wiederbelebt.

Das bisher gesagte zusammenfassend will also die nicht analytische Psychologie sozusagen eine Statik der Begabung geben, einen Plan seiner stabil aufgefaßten Eigenschaften entwerfen, die Tiefen-

---

[1] S. Freud, Traumdeutung, 4. Auflage, 1914, S. 363.

[2] Begabung ist ein Zustandsbegriff, deshalb halte ich hier die für Vorgänge geprägte metapsychologische Ausdrucksweise von ökonomisch-dynamisch nicht für angezeigt.

psychologie soll hingegen eine Dynamik geben, metapsychologisch gesprochen eine ökonomisch-dynamische Begründung einführen. Die Normalpsychologie bleibt bei angeborenen spezifischen Dispositionen stehen, die Psychoanalyse ist durch keine solche Voraussetzung gebunden. Die Psychoanalyse kann hingegen voraussetzen, daß prinzipiell jeder Mensch zu allem fähig ist, nur fehlen bei einem diejenigen ökonomisch-dynamischen Momente, welche beim anderen die Mehrleistung entstehen lassen[1]. In einem Punkte treffen aber Psychoanalyse und Normalpsychologie wieder zusammen, nämlich in der Forderung, das Hauptgewicht des Studiums der Begabungsentfaltung in das kindliche Alter zu legen[2].

Was die Psychoanalyse zu diesem Studium besonders geeignet macht, ist die Methode. Ohne diese Methode ist die Forschung geradeso lahmgelegt, wie z. B. die Therapie der Zwangszustände ohne Freud.

Bevor wir weitergehen, soll unser Problem noch etwas klarer herausgearbeitet werden. Der Maler, Kunstzeichner besitzt eine zeichnerische Begabung. Diese Begabung hat verschiedene Seiten und Teile, so das Herausfinden von entsprechenden Themen, das »künstlerische Schauen«, das Wählen von geeignetem Material (Form des Bildes, Kohle? Pastell?), die Produktivität, die Originalität; diese und ähnliche Seiten lassen wir hier unberührt. Wir fragen nur, wieso jemand die Tätigkeit des Zeichnens (Malens), quasi die Tätigkeit der Hand[3] des Zeichners, besser, richtiger ausführen kann als ein anderer; wieso jemand diese Muskelinnervationen, die zum richtigen Zeichnen (Malen) führen, in seiner Macht hat, der andere aber nicht. Es wäre eigentlich selbstverständlich, daß jedermann zeichnen könnte[4], da doch jeder den Muskeln der Hand befehlen kann (nicht so, wie seiner Erektion). Der Unterschied in der zeichnerischen Begabung — so aufgefaßt — ist ja nur ein Unterschied der Handgeschicklichkeit, welcher — wiederum

---

[1] Hier soll die Frage der anthropologischen Kontroverse in betreff der angeborenen psychischen Rassenunterschiede nur gestreift werden.

[2] G. Révész, Über das frühzeitige Auftreten der Begabung. Zeitschr. f. angew. Psychol., Bd. 15, 1919. (Ohne Hinweis auf die Psychoanalyse.)

[3] Als »Hand« soll stets das topographisch-anatomische System, das ganze Nerven-Muskelsystem der Hand, mit den gesamten psychischen Repräsentationen der Hand (Empfindungen, Vorstellung, Begriff, psychisches Körperschema, Bild der Hand) verstanden werden!

[4] Das psychische Bild kann mehr oder weniger jeder sich anschaulich entwerfen (Traum, Phantasiebild).

staunenswert — auch sonst unter den Menschen besteht. Sicher genügt es nicht, gut zeichnen zu wollen, um zeichnen zu können, es genügt nicht, geschickt sein zu wollen, um geschickt zu werden: auch deswegen scheint die Begabung angeboren zu sein. Aber: Geisteskranke entpuppen sich oft als begabte Zeichner[1]. Physiologisch ist dieser Neuerwerb problemlos, psychologisch bildet er ein Problem, weil wir an solchen Neuerwerb nicht gewöhnt sind. — Ich verspreche nicht, das Problem gelöst zu haben, ich möchte nur den über das Rätsel verhängten dichten Schleier etwas auf die Seite schieben.

Die Krankenanalysen.

Eines Tages erschienen zwei junge Leute von achtzehn Jahren, gegenseitige Freunde, bei mir; sie wünschten behandelt zu werden. Der eine, groß gewachsen, mit längeren Haaren (er soll unser Patient Groß sein) führte das Wort, der andere (unser Klein) mit auffallend langen Haaren, mädchenhaftem Gesichte, in den Gesichtszügen etwas kindlichen Stolz ausdrückend, sprach wenig, nickte und zuckte zeitweise mit dem Kopfe. Ich erfuhr, daß sich beide in einer modernen, freien Künstlerschule kennen lernten, welche sie wegen ihrer seit ihrer Kindheit sich offenbarenden zeichnerischen Begabung aufsuchten; dort erkannten beide ihr eigenes Leid im anderen: Groß war impotent, Klein hielt sich für impotent, da er sich keinem Mädchen, keiner Frau nähern konnte. Sie versuchten, sich durch mutuelle Onanie zu vergewissern, ob sie wirklich, wie sie es für möglich hielten, homosexuell seien? Dieser im Freien ausgeführte Sexualakt ließ sie aber sexuell wie intellektuell unbefriedigt. Groß hat schon Psychoanalytisches gelesen, so entschlossen sie sich, nach einem längeren inneren Kampf, zur Behandlung. Die Krankengeschichten sollen hier nur insoweit entwickelt werden, als sie für unser Problem unumgänglich notwendig erscheinen.

I. Klein, ein intelligenter, tief denkender Junge, blieb nur kurze Zeit in der Analyse (eineinhalb Monate). Was ich erfuhr, ist nicht sehr viel. Er stammt aus einer Familie des ärmsten Proletariats, er lebte stets in drückender wirtschaftlicher Not. Sein Vater, ein armer Handwerker, frönte dem Alkohol[2]. Seine Mutter

---

[1] St. Hollós hat in der Diskussion des Vortrages solche Fälle erwähnt. Er hat auch die Rolle der Muskelerotik hervorgehoben.

[2] Die Frage, ob nicht der häufige Alkoholrausch eines Nahverwandten oder Bekannten, quasi als ein Schauspiel im ernsten Leben, zur künstlerischen Begabung des Kindes beiträgt, will ich nicht unerwähnt lassen. Von einer Schau-

verzehrte ihr Leben durch Sorgen um das tägliche Brot und durch Zänkereien mit dem Manne. Der Vater benützte gegenüber der Mutter die allergröbsten Schimpfworte. Klein selbst, ein »mittleres« Kind, besuchte nur sechs Klassen Volksschule, wurde Kunstschlosserlehrling, dann Gehilfe in einer Fabrik. In seinem Berufe legte er wenig Eifer an den Tag, er liebte das Herumstreifen in der Stadt, bewunderte dabei die Schaufenster der Geschäfte und dachte sich, was eigentlich die Leute über diesen heruntergerissenen Jungen sich denken mögen? Ja, soll er nur größer werden, er wird schon zeigen, wer er ist. Obzwar er von seiner Geistesgabe sehr viel hielt, geriet er doch gegenüber einem besser Gekleideten in große Verlegenheit. Mädchen aus niederem Stande unterschätzte, aus höherem Stande überschätzte er, somit jede Annäherungsmöglichkeit zerstörend; bei der zweiten, dritten Begegnung fand er das bis dahin geschätzte Mädchen häßlich, bekrittelte ihre Eigenschaften und verließ sie. Nach sexueller Befriedigung drängend onanierte er viel, als »Objekt« wählte er einmal ein Huhn[1].

Die Analyse brachte langsam alte Erinnerungen zur Schau, nach welchen er bis zu seinem vierten bis fünften Lebensjahre eine starke aktive Sexualität besaß. Er spielte mit der Schwester und den übrigen Mädchen vom Hause, bis ein Ereignis seine Lust am Spiel zerstörte. Die Mutter überraschte ihn (er fühlte sich wenigstens überrascht), als er sich mit einer Spielgenossin in einen großen Sack verkroch, um das Vater-Mutterspiel dort zu treiben. Die Mutter rief ihn beim Namen, er sprang aus dem Sack und sagte ganz verlegen, »nichts, ich mache doch gar nichts!« Einige Tage lang blinzelte er nach diesem Ereignisse krampfhaft mit den Augenlidern. Seine Verlegenheit stammt von damals her, auch jetzt mußte er noch unwahre Dinge in seiner Verlegenheit zusammensprechen. — Seit dieser Kinderszene war er nicht mehr stolz auf sein Knabentum, er kleidete sich öfters als Mädchen und hörte selbst zufrieden die Bemerkung anderer, daß er »ein schönes Mädchen geworden wäre«.

Schon seit seinem dritten Jahre gab er Beweise seiner besonderen Handgeschicklichkeit, er bereitete kleine Schuhe (beim

spielerin, die schon in ihrer Kindheit auf die Bühne trat, erfuhr ich, daß sie einen viel älteren Bruder hatte, der in der Nachtzeit oft berauscht nach Hause kam. Sie zeigte auch sonst Identifizierungen mit diesem Bruder. (Er starb als Tuberkulotiker; sie bildete sich diese Krankheit ein usw.)

[1] Kommt in den jüngeren Jahren auf dem Lande häufig vor.

Vater), später baute und schnitzte er aus Holz Häuser, zur Verwunderung seiner Lehrer. Er zeichnete auch immer besser, so daß er das Zeichnen, Malen als Lebensberuf wählte. Noch vor dem dritten Jahre muß es aber gewesen sein, daß ein Friseur seiner Mutter den Hof machte; einmal, diese Erinnerung kam aus dem Verdrängten, äußerte sich die Mutter: »Ich liebe den Friseur eigentlich nicht, er hat eine zu feine Hand.«

Die »feine Hand« hängt also mit Lieben, mit Lieben der Mutter zusammen![1] Hätte er eine feine Hand, so könnte er so lieben, wie der Friseur, er könnte die Mutter so lieben, wie der es tut, er wäre dann ein besserer, ein höherer Mensch als der rohe Vater. Aber ist es denn erlaubt, die Mutter zu lieben, für den Friseur, für ihn, liebt die Mutter den Friseur wirklich nicht? Die Ambivalenz, die schon in der erinnerten Aussage der Mutter (»eigentlich«) drin steckt, hat eine weite Bedeutung! Die feine Hand ist zu wünschen, aber auch nicht! — Als kleines Kind hielt er beim Beten die eine Hand beim Penis; auch kann er sich erinnern, wie die Mutter seinen Penis mit ihrer Hand berührte.

Klein hat sich nach Aufdeckung der infantilen Reminiszenzen von seiner kräftigen männlichen Potenz überzeugt, er hat auch zur Verbesserung seiner Lage eine ungewöhnliche Energie entwickelt.

II. Groß stammt ebenfalls aus einer Familie des tieferen sozialen Standes, doch lebte diese Familie in ordentlichen Verhältnissen. Der Vater legte viel Gewicht auf die Erziehung seiner drei Kinder (zwei Söhne und eine Tochter, das jüngste Kind). Groß, das älteste Kind, ist intelligent, etwas oberflächlich im Denken; bis zu seinem achten Lebensjahre lernte er gut, von da angefangen immer schlechter und schlechter, hat maturiert. Er zeichnet seit seinem fünften bis sechsten Jahre, anfangs nur ein einziges Panorama, später auch andere Themata. Eine große Entsagung überstand er in seinem siebenten bis achten Lebensjahre, als ihn der Vater zwang, die »große Not« nunmehr selbständig draußen am Aborte zu verrichten; bis dorthin blieb er nämlich in dieser Verrichtung ein Infantiler, Vater oder Mutter mußten nach der Notverrichtung im Zimmer an ihm die übliche Reinigung vornehmen. Beiläufig von dieser Zeit an sprach er gerne Unwahrheiten.

---

[1] Es ist unmöglich, nach Freuds Ausführungen nicht an Leonardo da Vinci zu denken.

Sein ganzes Sexualleben ist durch starken Narzißmus, Sadismus und Analerotik gekennzeichnet. Er onanierte viel, in seinem dreizehnten Lebensjahre auch mutuell mit einem Freunde. Erektionen in Gesellschaft des anderen Geschlechtes hat er in der Pubertätszeit beobachtet, ganz besonders, als er seine Schwester auf den Schoß nahm. Später blieben bei allen diesen Gelegenheiten die Erektionen. Er überzeugte sich durch mehrere Versuche von seiner Impotenz[1]. Auch war er ein »schönes Kind«, auch spielte er als kleiner Knabe viel mit Mädchen. Groß hat die Analyse mit der Überzeugung unterbrochen, daß er sich schon gesund fühle, die Erektionsfähigkeit in weiblicher Gesellschaft kehrte zurück, er fürchtet sich aber, bei weiterer Analyse möchte er seine Künstlernatur verlieren. Drei Monate nach Abbruch der Analyse hat er mich über den Erfolg der Analyse verständigt.

Wo steckt hier die Begabung? Eine ganze Reihe von Aussagen mußte meine Aufmerksamkeit auf die »Hand« lenken. Diese Aussagen sollen auf drei Gruppen verteilt aufgezählt werden (die Gruppen haben keine scharfen Grenzen, bei einzelnen Aussagen kann man über die Her- oder Hingehörigkeit zweifeln; die Gruppen haben nur einen ökonomischen Wert).

A. Die Berührung (u. dgl.) der eigenen Hand wirkt erogen: Als zwei bis drei Jahre alter Knabe fühlte er sich, so erinnert er sich, sehr wohl, als ihn ein älteres Mädchen an der Hand führte. — In der Pubertätszeit tritt Erektion ein, wenn ihm ein Mädchen die Hände streichelte. Manchmal ist er so kitzelig an der Hand, daß er durch die Berührung Erektion bekommt. Einmal wurde er sexuell erregt, als er in die Hohlhand einen Flatus ließ. — Wenn er mit der einen Hand über die andere Handfläche geht, dabei die erste Hand als ein Weib phantasiert, ist Erektion die Folge.

B. Die psychische Repräsentation (Vorstellung, Bild, Ort im psychischen Körperschema [Pick]) ist libidinös stark betont: Er steckte als kleines Kind den einen Daumen aus dem Hosenschlitz und zeichnete eine rote Linie auf den herausblickenden Daumen, um mit seiner scheinbaren Nacktheit die Mädchen zu erschrecken. — Als sie jünger waren, spielte er mit seiner Schwester

[1] Seine Impotenz verhehlte er vor Freunden und Mädchen nicht, obzwar man ihn nach seinem Aussehen für einen Don Juan hielt!

im Bette, dabei war seine Hand der »kleine Mann«, »Jancsi« (Hänschen). – In der zweiten bis dritten Bürgerklasse hatte er seine eigenen Hände bewundert, sie gefielen ihm sehr. – In derselben Zeit zeichnete er viele weibliche Hände in anmutiger Haltung. – Beim Onanieren dachte er an die Hand, als an ein anderes »Ich«. – Er phantasierte oft darüber, daß er als Zauberer auftritt, dabei die eine Hand vom Unterarm loslöst, so daß Fleisch und Knochen nackt sichtbar werden; dann soll die Hand wieder ihren alten Platz erhalten (verschobene Kastration). – Die Finger der einen Hand sind, in der Phantasie, Füße einer Dame (siehe die letzte Aussage sub A). – Er phantasierte über eine »Liliputanerin«, die er in der Hand hält.

Die Hand vertritt somit (nach A und B) oft das Genitale.

C. Die erogene Wirkung fremder Hände. Er erinnert sich, wie die Mutter, noch im fünften bis sechsten Jahre, wegen Ekzem seinen Penis und Umgebung mit Öl behandelte. – Die erwähnte Art der Reinigung nach der Defäkation (Analerotische Erregung). – Hier soll bemerkt werden, daß er seine Erektion bei Gelegenheit der ersten gelungenen Kohabitation darauf zurückführt, daß ihm plötzlich der Gedanke kam, seine Dame will sich mit den Händen an seinem Penis spielen.

Wir erfahren also über Groß: die Hand ist nicht ein Körperteil, wie die meisten übrigen, sondern ein libidinös besonders ausgezeichnetes Organ. Kleins Hand war in der frühkindlichen Zeit in einen libidinösen Komplex einbezogen, zeigte aber in der Zeit der Analyse nicht mehr ihre starke libidinöse Besetzung.

Aus der psychoanalytischen Literatur sollen folgende Stellen zur Verstärkung des hier auftauchenden Gedankens wiedergegeben werden: Pfister analysierte einen achtzehnjährigen Jungen, der sich durch besondere zeichnerische Begabung auszeichnete. An zweien von den drei reproduzierten Bildern erscheint die Hand. Dazu die Analyse: 1. »Die Hand ist die eines um Erbarmen Flehenden. Vorbild ist der Zöllner, der an seine Brust schlägt und betete: »Gott sei mir Sünder gnädig!« (Luk. 16.) – Der kleine Finger ist verzeichnet. Es fällt Franz auf, daß der Fehler helfe, der Hand die Form eines männlichen Genitales zu geben, das nach Masturbation zu erschlaffen im Begriffe steht.« – 2. »Die Hand ist ab-

norm groß. Sie umfaßt und beherrscht alle Fäden, die über den Vorhang (der Welt) laufen. Sie kann alles zusammendrücken. Sie gehört Franz[1].

In einer Vision des schizophrenen Malers, analysiert von van der Chijs, war das Kreuz von einer riesengroßen Hand festgehalten. Die Hand wird als Masturbationssymbol gedeutet[2].

Hier erlaube ich mir einen nicht analysierten Fall von Dr. G. Szilágyi zu erwähnen, welchen er in der Diskussion vorbrachte: Eine zeichnerisch begabte Dame war eine Anbeterin der eigenen Hände, sie schenkte eine übermäßige Aufmerksamkeit den Handschuhen, obzwar sie sonst nicht viel auf Kleidung gab. Diese Dame zeichnet nun erst seit ihrem neunten bis zehnten Lebensjahre, nachdem sie einen Unterarmbruch erlitt. Der Armbruch hatte nach ihrer eigenen Aussprache zur Folge, daß sie ihre Hand als Ziel ihrer eigenen Schmeicheleien und Liebkosungen wählte.

Folgerungen und Ausblicke.

Die Tatsache, welche wir aus unseren Analysen ableiten, lautet also, bekräftigt durch anderer Beobachtungen, wie folgt: »Die Hand« — in dem angegebenen Sinne — ist oder war bei den zeichnerisch Begabten libidinös betont. Diese Tatsache sagt, so wie sie hier formuliert ist, nicht viel. Es wäre ja auch möglich, daß die libidinöse Betontheit eine Folge der Begabung bildet, es wäre ja prinzipiell zuzugeben, daß ein Organ ebenso wie durch Traumen[3], so auch durch eine regere Betätigung, bedingt durch die Begabung, erogenisiert werden könnte. Wir müssen demnach drei Fälle als möglich hinstellen: 1. Die Libidobetontheit der Hand ist primär, 2. die zeichnerische Begabung ist primär, 3. beide Erscheinungen laufen parallel, ohne ursächliche Verknüpfung.

Die ökonomisch-dynamische Auffassung drängt zur ersten Annahme. Diese Annahme wird dadurch bekräftigt, daß die Libidobetonung der Hand mindestens soweit in die Jugendzeit zu verfolgen ist, wie die zeichnerische Begabung. Der Fall von Szilágyi ist durch diese Annahme, mit Berufung auf die Pathoneurosen,

[1] O. Pfister, Die psychoanalytische Methode (Pädagogium, I. Bd.). Berlin 1913, S. 333 bis 344.

[2] Van der Chijs, Über Halluzination und Psychoanalyse. Intern. Zeitschr. f. ä. Psychoanal. 1919, V/4, S. 278.

[3] S. Ferenczi, Von Krankheit und Pathoneurosen. Intern. Zeitschr. f. ä. Psychoanal. 1916 bis 1917, IV/5.

auch verständlich. Um unsere Annahme zu bekräftigen, wäre es notwendig nachzuweisen, daß libidinöse Betontheit der Hand in keinem Falle zeichnerischer Begabung fehle oder gefehlt habe und die zeitliche Folge der Erscheinungen dieser Annahme entspreche; Libidobetontheit der Hand muß aber, nicht stets zeichnerische Begabung, sondern kann eventuell eine andere Handgeschicklichkeit (oder vielleicht überhaupt keine Fähigkeitserhöhung) hervorrufen.

Unsere Annahme ist die einfachste nicht nur, weil sie die Beobachtungen von einem Gesichtspunkte aus zusammenfassen kann, sondern auch deswegen, weil wir verständlich machen können, weshalb eine Libidobetontheit der Hand ohne ein außerordentliches Erlebnis und ohne Trauma entsteht und weshalb diese Überbetontheit sich indirekt in der Begabung kundgeben kann.

Die Hand kann vielleicht durch einen höheren Grad konstitutionell mitgebrachter organisch-narzißtischer Libido[1] ausgezeichnet sein; diese Wendung der Annahme steht aber nicht weit von der Dispositionsannahme der Normalpsychologie. Ich glaube, die psychische Repräsentation der Hand (Bild, Vorstellung) kann durch die Onanie (Säuglingsonanie inbegriffen) libidinös stärker betont werden; das Kind »abstrahiert« die Lustquellen nicht, sondern erfährt die Lust aus der Gesamtsituation. Bei Verhinderung der Onanie – Trennung der (anatomischen) Lustquelle und Lustbereiter – kann eventuell die »Abstraktion« auf falschem Wege geschehen (wie bei anderen Kinderabstraktionen). Es könnte auch eine echte Verschiebung stattfinden (nach Analogie der Verschiebung von unten nach oben); so käme der Kastrationskomplex zur Hand (der Fall Groß). Die Hand erhielte also durch die Onanie und Onanieabgewöhnung einen erhöhten »Libidotonus« (Ausdruck von Tausk).

Wie kommt aber die indirekte Kundgabe dieses Libidotonus in der Begabung zustande? Der erste Gedanke ist, die Sublimierung bewirke diesen Besetzungswandel. Damit haben wir aber den Weg zur Erklärung von Fällen, wo die libidinöse Betontheit aufrechterhalten blieb (Fall Groß) versperrt und auch durch den Begriff von »Besetzungswandel« eine neue Schwierigkeit eingeführt. Vielleicht nähern wir uns der Wahrheit, wenn wir die (magische) Kunst der Erektion verantwortlich machen, indem sie durch eine eigentümliche Verschiebung eine »Kunst« auch der Hand entladet.

[1] V. Tausk, Über die Entstehung des »Beeinflussungsapparates« in der Schizophrenie. Intern. Zeitschr. f. ä. Psychoanal. 1919, V/1.

Vielleicht ist es eine allgemeine Fähigkeit des erhöhten Libidotonus, feinere lokale körperliche Wirkungen hervorlocken zu können. Vielleicht — diese Annahme stelle ich nach der Lektüre vom »Jenseits des Lustprinzips«[1] auf — ist die Wirkung des erhöhten Libidotonus dies, die Organe zu einem besseren Zusammenwirken anzuspornen, und die zeichnerische Begabung (der Hand) ist eben ein besseres Zusammenwirken von Bild, Empfindung, Gedanke, Muskeln!

Hier müssen wir aber eine auffallende Lücke unserer Annahme eingestehen. Wir gelangen ja immer nur zum Verständnis von besonderen Handgeschicklichkeiten, nicht aber zu der besonderen Form dieser Geschicklichkeit, zur zeichnerischen Begabung. Ich glaube, auch zur Ausfüllung dieser Lücke einen Beitrag liefern zu können. Wir erinnern uns, daß beide Patienten »schöne Kinder« waren. Sollte nicht die von den Erwachsenen als ein beonderes Lob dienende Beurteilung dem Kinde als Form-Ideal narzißtischer Quelle vorschweben? Blicke in meine Bekanntschaft werfend, finde ich die Behauptung, daß gute Zeichner schöne Kinder waren (nicht zu verwechseln mit ihrer jetzigen Schönheit), nicht für gewagt. (Eine Ausnahme scheinen die Zeichnerinnen, Malerinnen zu bilden.)

Ich fasse alles zusammen: Bei zwei analysierten Patienten mit zeichnerischer Begabung war die »Hand« in ihrer Kindheit libidinös stark betont, bei dem einen ist sie auch so geblieben. Die Annahme ist berechtigt, daß diese Libidobetontheit zeitlich und ursächlich der zeichnerischen Begabung vorausgeht. Vermutlich spielt auch das Lob der Erwachsenen: ein »schönes Kind«, eine Rolle. — Wir haben das Problem der Begabung isoliert vom Problem des Künstlers behandelt und müssen jetzt eingestehen, daß das Problem der Begabung bei dieser isolierten Behandlung Lücken hinterließ. Hier muß ein gegenseitiges Entgegenkommen der Problem-Behandlungen einsetzen.

* * *

Nachtrag während der Korrektur. Im Laufe des letzten Jahres hatte ich, teilweise infolge der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. S. Ferenczi, Gelegenheit gehabt, meine Erfahrungen über die

[1] S. Freud, Jenseits des Lustprinzips, 1920, S. 48: ». . . sich vorstellen, daß die in jeder Zelle tätigen Lebens- oder Sexualtriebe sind, welche die anderen Zellen zum Objekt nehmen . . .«

künstlerischen Begabungen zu vermehren. So kamen noch zwei »Zeichner« in die Analyse. Von diesen hatte nur der eine künstlerische Ambitionen. Auch er war ein – nach seiner Mutter Worten – wunderschönes Kind mit lockigen, blonden Haaren. Bis zu seinem fünften bis sechsten Lebensjahre schlief er stets im Bette neben seiner Mutter, beim Einschlafen auf ihrem Arm liegend, sich mit ihrer Hand spielend oder ihren Körper streichelnd. Er zeichnet seit seinem vierten bis fünften Lebensjahre. Er hält seine Hand für sehr schön und verlangt auch beim Weibe als Hauptsache eine schöne Hand. (Sogar die Milesische Venus sei wegen den fehlenden Händen keine vollkommene Schönheit.) – Der andere zeichnete gut, jedoch nicht mit Ambition; er berichtet, daß er seiner Hand erotische Gefühle entlocken konnte.

Der ersterwähnte Zeichner hatte einen Säufer zum Vater; er hatte auch stets den Drang zum Rollen-Spielen gefühlt. Ich lernte flüchtig eine Schauspielerin kennen, die an Phobien litt, sie fürchtete sich vor Brücken, Stiegen, den höheren Stockwerken und – vor besoffenen Leuten.

Die Analyse eines Poeten ergab analoge Verhältnisse: Einerseits den starken Libidotonus der Mundzone, anderseits einen Komplex mit narzißtischem Einschlag, den ich »Seher-Komplex« nennen möchte: er sah in seiner frühesten Kindheit öfters das Eintreten eines Vorganges, zu welchem er stark ambivalent eingestellt war – die Wiederkehr des von der Mutter getrennt lebenden Vaters – vorher. Einen ähnlichen Komplex glaube ich auch beim ungarischen Dichter Petöfi aufgefunden zu haben.



Der Symbolisierungszwang.

Von GEORG GRODDECK, Baden-Baden.

In dieser Zeitschrift ist von anderer Seite die Sage des Sündenfalls mit Hilfe der Symbole gedeutet worden. Die Schlange, von der Eva — und nach ihr jede Frau — verführt wird, ist als Phallus aufgefaßt, der lustige Baum, von dem gut zu essen und der lieblich anzusehen ist, bedeutet dasselbe, während seine Früchte Hoden und Eichel des Mannes und, vom Weibe gereicht, die Brüste oder Scheide sind. Daß diese Erklärung zutrifft, ergibt sich aus dem weiteren Verlauf der Erzählung, die berichtet, wie das Menschenpaar sich seiner Nacktheit schämt, sobald es vom Baum der Erkenntnis gegessen hat. Der Nacktheit schämt sich und kann sich nur schämen, wer von dem Schuldbewußtsein der Geschlechtssünde bedrängt ist[1]. Die Erzählung meint mit dem Sündenfall den Liebesverkehr von Mann und Weib und der Ausdruck »Erkenntnis« ist in derselben Bedeutung gebraucht, die er häufig in der Bibel hat, als ein Erkennen, ein Beschatten, Beschlafen des Weibes.

Es wäre albern, bei dieser klaren Sachlage anzunehmen, die Symbolik von Schlange, Baum und Apfel sei von der Analyse willkürlich in die Erzählung hineingedeutet. Sie ist von vornherein darin und wer verstehen kann, versteht sie. Noch schwieriger wird die Annahme der künstlerischen Absicht, wenn man die Erzählung weiter verfolgt. Gott spricht einen Fluch über Schlange, Weib und Mann aus, der seltsam vom Symbol durchsetzt ist. »Auf deinem Bauche sollst du gehen, sagt er der Schlange, und Erde essen dein Lebelang«; der Penis geht am Bauche hin und her bei jedem Schritt des Menschen und sein Mund ist nach der Erde gewendet. Und weiter: »Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir

[1] Merkwürdig ist, daß die Überlieferung nach und nach diese Frucht als einen Apfel aufgefaßt hat, der seit alters das Symbol der Brüste und der Hinterbacken ist. Man hat die Feige, die doch an derselben Stelle erwähnt ist, vermieden, obwohl oder vielleicht eben weil sie die Scheide symbolisiert.

den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen.« Das ist die Symbolik des Liebeskampfes, das Zertreten des Kopfes ist die Erschlaffung des Gliedes nach Erektion und Ejakulation und der Fersenstich, der in unsern Ammenmärchen als Storchenbiß fortlebt, die Entbindung; im Fluch des Weibes ist die Erläuterung dazu gegeben. Der Acker, den Adam im Schweiße seines Angesichts bebauen soll, der ihm Dornen und Disteln trägt, dieses Feld, davon er genommen ist, ist das Weib, dessen Stimme er gehorcht hat.

Eine solche Häufung der Symbole läßt sich kaum auf einen künstlerischen Plan zurückführen. Ich glaube schon hier sagen zu dürfen, daß die Symbole nicht willkürlich vom Dichter in sein Werk hineingelegt werden, wenigstens nicht immer. Wo aber stammen sie her, was sind sie, und wenn sie nicht ersonnene Arbeit des Menschen sind, wie kommen sie in sein Werk hinein? Eine Antwort läßt sich, wenn sie überhaupt möglich ist, nur finden, wenn man nachsieht, wie Symbole in der Dichtung verwendet werden. Ich wähle das Märchen von Schneewittchen als Beispiel und will versuchen, einfach die nackten Symbole nebeneinander zu stellen.

Eine Frau stirbt bei der Geburt einer Tochter. Die Tochter ist das Symbol der weiblichen Schamteile, auf die die Beschreibung von Schneewittchens Äußerem paßt; weiß wie Schnee ist der Leib, rot wie Blut der Geschlechtsteil selbst, schwarz wie Ebenholz die Behaarung; das Weiß betont außerdem die Unberührtheit des Organs. Die Geburt ist das Gebären der Geschlechtsreife, das Eintreten in das mannbare Alter, das Blut im Schnee die erste Periode, der Schnitt in den Finger deutet an, daß die Periode echt kindlich als Folge der Kastration aufgefaßt ist. Die Mannbarkeit bedingt, da sie eine Kastrationsstrafe ist, eine Veränderung des zärtlichen Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter, Weib und Geschlechtsteil, die Mutter wird zur Stiefmutter, die dem Schneewittchen — ihrem Schamteil — feindlich gegenüber steht, es aus doppeltem Grund, aus Begierde nach Entjungferung und aus Scham über diese Begierde mitsamt ihrer Unschuld und Schönheit töten lassen will. Das Beschauen im Spiegel ist wohl wörtlich zu nehmen; sich nackt im Spiegel zu betrachten und dabei die Geschlechtsteile anzusehen ist eine überall geübte Gewohnheit des Mädchens. Das Beschauen im Spiegel ist aber gleichzeitig ein Symbol der Onanie, die den Wunsch nach dem wirklichen Verkehr mit dem Manne nahelegt.

Schneewittchen wird mit dem Jäger, der den Mann darstellt, während sein Messer der Phallus ist, in den Wald – die Schamhaare – geschickt, um dort getötet zu werden, d. h. das Verlangen nach der Brautnacht ist da. Es kommt jedoch nicht zum Verkehr, das Kind bleibt unberührt und der Jäger tötet an ihrer Stelle einen Frischling, was die Erschlaffung des Penis von dem Beischlaf andeutet. Schneewittchen lebt nun in Verborgenheit hinter den Bergen, die als die Hinterbacken gelten können, bei den sieben Zwergen. Der Zwerg ist ein bekanntes Symbol des schlaffen Gliedes. Die Zahl sieben bezeichnet Kopf, Rumpf, Gliedmaßen und Glied; der Mann ist die heilige Sieben, während das Weib die böse, kastrierte Sieben ist[1].

Die Wendung des Märchens, daß der siebente Zwerg, weil Schneewittchen sein Bett braucht, mit dem sechsten zusammen schlafen muß, also beseitigt wird, ist wiederum ein Kastrationssymbol. Die Stiefmutter macht nun einen neuen Mordversuch; sie schnürt die Begierde der Schamteile zu Tode, erstickt sie. Dieselben Zwerge – der Gedanke an den Mann – bringen die Geschlechtsregung wieder hervor. Der vergiftete Kamm ist ein Onanieakt, der Kamm steht für die Hand mit den Fingern. Der letzte Mordanschlag ist besonders kennzeichnend. Schneewittchen wird mit dem Apfel – wir kennen ihn vom Sündenfall her als Mannessymbol – vergiftet; die Stiefmutter ißt dabei die weiße Hälfte des Apfels, d. h.: sie spielt die kalte Frau während des Aktes, Schneewittchen die rote Hälfte; der Geschlechtsteil wird von dem Liebesspiel erregt. Zur Sprengung des Jungfernhäutchens kommt es jedoch nicht. Der Apfel bleibt im Munde stecken, das Liebesspiel ist auf den Vorhof beschränkt. Der gläserne Sarg ist die Gefahr, in der die Jungfernschaft bei diesem Spiel schwebt, der Königssohn der Mann, der ungeschickt stolpernde Diener, der den entscheidenden Ruck gibt, das Glied. Die Wendung, daß der Apfel aus dem Munde herausspringt, ist neben der deutlichen Verkehrung von Herein in Heraus das Aufgeben der Befriedigung am Vorspiel zugunsten des Geschlechtsaktes selbst. Die böse Stiefmutter stirbt am Tanzen in glühenden Pantoffeln, d. h.: das prüde verlogene

---

[1] Das Wort Hexe hat allerdings eine andere Ableitung als sechs, wird aber in der Analyse oft mit der Sechs in Verbindung gebracht, und sechs ist die Sieben, der die Eins fehlt, der kastrierte Mann das sechste Gebot gibt eine Verstärkung. Die Gleichung: Hexe – Frau – Mutter ist häufig.

kalte Weib wird sinnlich erregt, in ihrer Strafe ist ihr heißer Wunsch erfüllt.

Niemand wird wohl bei dieser Nebeneinanderstellung auf dem Gedanken beharren, daß der Dichter des Märchens die Symbole technisch willkürlich zur Erzählung zusammengesetzt habe. Das kann nur eine Kraft getan haben, die allerdings sein Eigen ist, über die er aber nicht herrscht. Und diese Kraft ist das Unbewußte. Das Unbewußte äußert sich in Symbolen, sendet sie in das Bewußtsein hinauf und gibt dem Dichter das Material, mit dem er seinen Bau formen muß. Er ist nicht völlig frei bei seinem Schaffen, muß den Weg gehen, der ihm vom Unbewußten durch das Auftauchen des Symbols vorgeschrieben wird. An dieses eine Symbol reihen sich durch den Assoziationszwang, der ebenfalls eine Eigentümlichkeit, eine Eigenschaft des Unbewußten ist, andre an, die den Gang der Dichtung in gewissem Grade bedingen.

Der Gedanke, daß Volksdichtungen, wie es Sagen und Märchen sind, geheimnisvoll schaffenden Kräften entspringen, befremdet nicht; und wer diese Kräfte unbewußt nennen will, wird nicht allzuviel Zorn auf sich laden. Wenn man aber behauptet, daß das Kunstgedicht auch in seinem wesentlichen Inhalt aus dem Unbewußten herstammt, daß die Symbole im Dichter sind und von ihm die eine ganz bestimmte Schöpfung erzwingen, der er letzten Endes nur die Form gibt, so wird das nicht leicht gebilligt werden, noch dazu, wenn es sich um Goethes Fischer handelt. »Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll« – rauschendes Wasser ist das Symbol des Harnens, ein stark, man kann sagen körperlich wirkendes Symbol, wie jeder leicht beim Entlanggehen an rauschenden Bächen erproben kann; der Harndrang wird nicht lange auf sich warten lassen. Der Angel – man beachte die seltsam männliche Form, die Goethe gebraucht – ist als Symbol des Gliedes sofort kenntlich, und das ruhevoll Kühle des Fischers beweist, wie fern ihm jede Erregung ist. Nur der Ausdruck »lauschen« deutet an, daß eine Sehnsucht nach Begierde da ist. Nun taucht aber aus den bewegten Wassern ein feuchtes Weib hervor. Das erotische Symbol, das in dem Wort »feuchtes Weib« liegt, hat der Volkswitz begriffen. Wir wissen auch ohnehin, daß das Weib eines der zahlreichen Symbole für die weiblichen Genitalien ist. Die Feuchtigkeit zeigt die Erregung an, in die das Weib beim Anblick des Angels gerät und unter deren Herrschaft die Drüsen und Schleimhäute sezernieren. Das Herauf-

locken in Todesglut knüpft an die Verwandtschaft von Tod und Liebe an, während der Ausdruck Brut in sich das männliche und weibliche Symbol birgt. Die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter stellen sich genau so dar, wie bei der Erzählung vom Sündenfall. Der Anblick des Mannes, seiner Schlange, seines Angels, weckt das Begehren des Weibes, macht sie feucht, und erst dadurch, daß ihre weiblichen Organe, ihre weibliche Brut zur Brunst emporgelockt werden, kommt sie in die Zwangslage, den Mann, der ja auch ihre Brut ist, emporzulocken, sein Glied zur Erektion zu bringen. Daß sie die Schuld des Begehrens dem Manne zuschiebt, ist die Wiederholung dessen, was Adam tut, als er dem Herrn antwortet: Das Weib, das du mir zugesellt, gab mir zu essen, oder was Eva tut, als sie die Schlange Adams für alles verantwortlich macht. An Stelle des Angels tritt nun das Fischlein, das sich wohlig im Grund, in der Tiefe des Frauenschoßes fühlt. Der Fisch ist aus den Träumen und Neurosen, aus dem täglichen Leben und aus der altchristlichen Religion als Symbol des Phallus bekannt; gleichzeitig bedeutet er das Kind, der Phallusfisch stirbt im Weibe, um als Kindfisch und als neuer Phallusfisch wieder gesund zu werden, aufzustehen. Die beiden nächsten Symbole Sonne und Mond führen in die tiefsten Schichten des kindlich Unbewußten, zu den Liebesbeziehungen von Vater und Mutter; sie sind einst vom Es des Kindes wahrgenommen, symbolisch erklärt und zu neuem Symbol umgestaltet worden, haben in der Tiefe gewirkt und werden als unbewußte Komplexe zur Aufreizung des Begehrens von jedem Menschen verwendet. Das »wellenatmend«, das in der nächsten Zeile gebraucht wird, entspricht diesen kindlichen Beobachtungen die die wellenförmige Bewegung verbunden mit dem lauten Atmen der Lust aufgefaßt haben. Der tiefe Himmel ist wiederum das weibliche Organ, das – soll man sagen seltsamerweise oder selbstverständlicherweise – Himmel und Hölle gleichzeitig ist und in dessen Geheimnis die Religion und der Mythus wurzelt. In dem »feuchtverklärt« klingt wieder die Erregung dieses Himmels an, während das Blau als Farbe der Hoffnung das Kind verheißt. Der Gedanke an das Kind, an das Ebenbild und Spiegelbild im Kinde wiederholt sich dann in dem Wort »eignes Angesicht«, das gleichzeitig Onaniesymbol ist, während der »ewige Tau« das Meer als Muttersymbol alles Menschliche in ein Wort zusammendrängt. In den folgenden Zeilen reiht sich wieder Symbol an Symbol, der

nackte Fuß, der genetzt wird, ist der Phallus, das Wachsen des Herzens das immer stärkere Anschwellen der Erektion, die schließlich im Tode, in dem Nicht=mehr=gesehen=werden, endet. Die Doppelbedeutung aller Symbole wird von dem Unbewußten des Gedichtes besonders betont in dem: halb zog sie ihn, halb sank er hin.

Ich habe mit Vorbedacht den Ausdruck Unbewußtes des Gedichtes statt des Dichters gebraucht, weil ich damit sagen wollte, daß das Kunstwerk — wie vielleicht jede Handlung — sein eigenes Leben, seine eigene Seele hat, daß — um es anders auszudrücken — das Symbol, sobald es aufgetaucht ist, neue Symbole im Assoziationszwang anreiht, die das Material des Gedichtes werden. Es bleibt hier für die bewußte Tätigkeit des Dichters nur das Ausgestalten der Form. Wenigstens scheint er darin Freiheit zu haben. Bei tieferem Eingehen in die Untersuchung von Bewußtem und Unbewußtem zeigt sich freilich, daß es eine freie Tätigkeit und Wahl des Bewußtseins überhaupt nicht gibt. Die beiden Systeme des Bewußten und Unbewußten stehen sich nicht gleichmächtig gegenüber, sondern das Bewußte wird von dem Unbewußten beherrscht, womit allerdings nicht gesagt werden soll, daß das Unbewußte nicht auch von dem Bewußten beeinflußt wird. Die Bedingtheit des Bewußten anzudeuten, — mehr kann man in diesen jenseits allen Begreifens liegenden Dingen nicht tun — ist die Aufgabe dieser gedrängten Arbeit, die dadurch, daß sie Symbole aufsucht, nichts erklärt, wohl aber daran erinnert, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist.

Der Erwachsene quält sich mühsam zu einem Verständnis der Symbolik durch und zuweilen gelingt es ihm, irgend ein Menschenwerk in seinen symbolischen Beziehungen zum Unbewußten zu begreifen. Dem Kinde ist dieses Verständnis ohneweiters gegeben, eine Tatsache, die man sich gegenwärtig halten muß, wenn man theoretisch oder praktisch sich mit dem Wesen des Kindes befaßt. Diese Feinfühligkeit der ersten Lebensjahre geht rasch verloren und weicht dem, was man gesunden Menschenverstand nennt, was aber in Wahrheit nur durch Verdrängungen erworbene Dummheit ist. Daß dem Dichter die Kraft, Symbole zu verarbeiten, innewohnt, habe ich soeben zu beweisen versucht. Wie nun aber seine Verwandtschaft mit dem Kinde ist, zeigt am besten der Struwwelpeter, der noch den Vorzug hat, uns etwas vom Wesen des Arztes zu sagen — der Verfasser war Irrenarzt — und der in seinen Illustra=

tionen auf das Gebiet der Malerei überleitet. Ich wähle die Geschichte vom bösen Friederich,* bemerke aber, daß sich dieselbe Arbeit des Symbolaufsuchens bei den anderen Teilen des Werkes mit gleichem Erfolg durchführen läßt. Man kommt bei jedem Vers und jedem Bild zu der Überzeugung, daß ein bestimmtes Menschliches symbolisches Denken erzwingt und durch die eigentümliche Macht der Assoziation ein Symbol an das andere reiht und so Gedicht und Illustration schafft.

Zunächst fällt bei der Betrachtung der Bilder auf, daß in ihnen die Farbe Braun maßgebend ist, die ja die Farbe des Kotes ist, die enge Verbindung der Grausamkeit mit den analen Sexualneigungen ist darin betont, unbewußt, darf man wohl hinzufügen. Der anale Komplex spricht sich auch in dem hochgeschwungenen Stuhl aus, der das erste Bild krönt. Neben dem Braun tritt Gelb am meisten hervor, die Urinfarbe. An die Harnentleerung erinnert die breitbeinige Stellung auf dem ersten Bilde, der Brunnen, an dem der Hund trinkt, und der Nachttopf vor dem halb geöffneten Nachttisch in Friedrichs Krankenzimmer. Entsprechend dieser Exkretionserotik dreht sich die Dichtung um die sadistischen Neigungen des Kindes. Die beigegebenen Bilder stecken voller Impotenzsymbole: ein leerer Vogelbauer, ein toter Hahn und ein toter Kanarienvogel, eine erschlagene Katze, auf der ein Stein liegt. Daß der Fliege die Flügel ausgerissen werden, leitet über zu dem Kastrationskomplex, der schon dadurch angedeutet ist, daß der Kanarienvogel zwischen den Beinen Friedrichs liegt, als ob er eben von ihm abgefallen wäre. Das Herausstrecken der Zunge während des Flügelausreißens ist für die Schlaglust bezeichnend. Die Analyse beweist es immer wieder, daß jedesmal, sobald im Gespräch oder bei irgend einer Handlung die Zunge zwischen den Lippen zum Vorschein kommt, eine sexuelle Erregung mit Schlagneigungen aufsteigt. Der sexuelle Charakter der Dichtung erzwingt noch ein anderes Symbol: die Treppe. Sie ist auf allen Bildern in verschiedener Form und ohne jede Motivierung angebracht. Merkwürdig für die unbewußten Kräfte ist auch, daß die Hosenklappe bei Friedrich hervorgehoben wird, während sie auf keinem der anderen Bilder gemalt ist. Dann tritt als beherrschendes Symbol des männlichen Gliedes die Peitsche hervor, zunächst dem Kindermädchen gegenüber, die Stellvertreterin der Mutter und des Weibesorgans ist. Folgerichtig ist bei dem weiblichen Wesen das Rot der Periode, im Rock, betont, das nur

unvollkommen von dem Unschuldsweiß der Schürze verdeckt wird. Außer dem Hahnenkamm, der ebenso wie die rote Zunge des Hundes die Eichel darstellt, ist die rote Farbe im Gegensatz zu den andern Struwwelpeterbildern nur für das Stuhlpolster und den Wein verwendet, die beide Frauen- und Menstruationssymbole sind. Von diesem Angriff auf das weibliche Liebesobjekt geht die symbolische Darstellung über zu dem Interesse für den Mann. Friedrich steigt zwischen zwei Geländern, den Beinen, eine Treppe hoch, dem Brunnen, das heißt dem Penis zu, in der Hand die Peitsche und den Blick auf ein Kirchlein, das Beischlafsymbol, gerichtet. Der Onanietrieb meldet sich. Er schleicht sich zu dem Hund am Brunnen, was als Belauschen des Urinlassens beim Vater zu deuten ist. Dabei regen sich undeutlich die infantilen Sexualtheorien, die den Verkehr der Eltern als ein Harnen des Vaters in die Mutter auffassen, was durch die gelbe Brunnenröhre als Mann und das Becken als Weib angedeutet ist. Jetzt kommt der Haß gegen den Vater in dem Schlagen des Hundes zum Ausdruck. Dabei ist der tiefste Wunsch des Sohnes, den Vater impotent zu machen, bildlich dargestellt, der Schwanz des Vaterhundes ist eingeklemmt, kaum sichtbar, während Friedrichs Peitsche steil in die Höhe geschwungen und sein eines Bein ausgestreckt ist. Dann wird die Kastration gleichzeitig in mehrfacher Symbolik vor Augen geführt. Der Hund beißt ins Bein, die Mütze fällt vom Kopf und die Peitsche aus der Hand, die dann vom Hunde mit wehenden Ohren und stolz erhobenem Schwanz fortgeschleppt wird. Wie gründlich die Kastration gewirkt hat, zeigen die Symbole des Doktorbildes. Der Doktor selbst ist Vaterersatz, genau so auf dem Rot des Stuhles, des Weibes thronend, wie der Hund der letzten Abbildung. Er hält Friedrichs Flasche in der Hand und gibt ihm den Löffel, die Höhlung, das Weibgewordene. Der böse Knabe zeigt nur eine Hand, die andere ist nicht zu sehen und auch der Haarschopf, der noch im vorhergehenden Bilde zwischen den Hodensymbolen in die Höhe steht, ist verschwunden. Die Höhle ist weiter dargestellt in dem umgekehrten Hut des Arztes, in der halb offenen Nachttischtür, dem Nachttopf und der hohl gebauten Treppe. Zum Überfluß steht auch noch ein Stock neben dem Tischchen, während die Potenz des Vaters durch die große Nase des Doktors betont ist. Die Bäumchen neben der Treppe stellen je drei und drei die Sexualkraft des Vaters und die kastrierte Kraft Friedrichs dar. Im letzten Bild ist

dann das leckere Mahl des Hundes bei der Mutter dargestellt; er genießt Kuchen und Wurst und hat den Wein ins Glas geschenkt. Dabei ist der Schwanz in voller Hebung.

Denselben Phänomenen wie beim Struwwelpeter, daß in der bildlichen Darstellung sich Symbole finden lassen, die mit dem vorgeführten Thema übereinstimmen und kaum der bewußten Absicht des Künstlers entstammen können, begegne ich bei dem berühmtesten Gemälde der Welt, der Erschaffung Adams von Michel Angelo. Im freien Raum schwebend fliegt Gott Vater daher. Hinter ihm wölbt sich der Mantel zum Sack, in dem ein Gewimmel von Kindern sich drängt, während der Gott selbst unbedeckt sich zur vollen Länge dehnt, und mit dem weit vorgereckten Arm und dem krampfhaft gestreckten Zeigefinger über das Gewand herausragt. Ihm gegenüber liegt, noch kraftlos zusammengesunken, Adam auf unfruchtbarer Erde; aber aus dem matten Körper, der wie an der Böschung hängend dargestellt ist, streckt sich das eine Bein mit beginnender Kraft, in das andere, völlig gekrümmte, fließt schon das Leben hinein; der Kopf und Rücken trachtet von dem Hügel hinweg und der Arm hebt sich halb schlaff langsam in den Raum empor. Der Trieb, die Idee des Menschenschaffens weckend und von ihr geweckt, hat sich, ganz unabhängig von der persönlichen Leistung des Künstlers, in allgemein menschlichen Symbolen des völlig erigierten Phallus gegenüber dem leise sich hebenden Gliede durchgesetzt.

Ich hoffe, dem Leser ist durch meine Beispiele verständlich geworden, wie ich durch das Aufsuchen von Symbolen in den Objekten zu der Vermutung genötigt worden bin, daß das Symbol ein Mittel ist, mit dem das Unbewußte unser Bewußtsein lenkt. Meine weiteren Betrachtungen verschiedener Lebensäußerungen, die weder den Anspruch der Vollständigkeit noch der absoluten Richtigkeit der Deutung erheben, sollen den einen oder andern bewegen, diesen für mich merkwürdigen Problemen nachzugehen.

Die griechische Skulptur hat sich einen Kanon des männlichen Körpers zu schaffen gesucht und man hat schon im Altertum als einen solchen Kanon den Doryphoros bezeichnet, den nackten Mann mit dem Speer, dem allbekannten Phallussymbol. Und wiederum drängt sich bei dem größten Bildhauer der Neuzeit, Michelangelo, das Symbol ganz ohne sein Bewußtsein durch, wenn er in seiner Pietà den toten Körper Christi der Maria in den Schoß legt, der

Mutter, die jung wie der Sohn gebildet ist, den Phallus, der in ihr erschlafft tot ruht.

Daß das Haus ein Symbol des Menschen, im besonderen des Weibes ist, weiß ein jeder. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß der Mensch nur durch einen Zwang, einen inneren Zwang des Symbolisierens auf die Idee der Behausung gekommen sein kann, daß er die befruchtete Gebärmutter im Hause symbolisch dargestellt hat. Es ist beim Menschen nicht anders zugegangen wie beim Nestlein des Vogels oder beim Höhlenbau des Dachses. An primitiven Gebäuden läßt sich das ebenso nachweisen, bis in die Einzelheiten nachweisen, wie bei den herrlichsten Tempeln und Palästen oder den verwickeltsten Festungsanlagen. Das Symbol der Tür oder des Fensters ist nicht von außen hineingetragen, ist nicht nachträglich aus der Art des Hauses abgeleitet worden, sondern die Tatsache der Begattung und der Geburt haben mit Hilfe des Symbolisierens die Erfindung von Zimmer, Tür, Fenster, Schloß und Schlüssel erzwungen, haben Nischen geschaffen und Statuen hineingesetzt, Gräben gegraben und Wälle und Türme errichtet. Wer sich im Hause bewegt, begegnet bei jedem Schritt dem Symbol, ja er sieht deutlich, wie ein Symbol sich das andere erzwingt, sich auf dem Wege des Assoziierens neue Bilder des Menschseins schafft. Das Feuer, die flammende Leidenschaft, baut sich den Herd, die Muttergöttin, die das Feuer in sich schließt und im Symbol des Kochens das Kind wachsen läßt. Der Herd aber assoziiert sich den Topf, den Löffel, die Tasse, immer neue Bilder des fassenden Raumes im Weibe. Der wärmende Ofen entstand daraus, während das Leuchten des Feuers Öllampe, Kerze und Holzspan erfand, unter dem Druck der Phallusimago, die noch im elektrischen Leuchtkörper sich überall vordrängt. Das Messer, mit Dolch, Speer und jeder Waffe verwandt, versinnbildlicht das Stechen des Mannes und, begleitet von Schere und Gabel, dem Schenkel spreizenden Weibe, und der spielenden Hand der Onanie, wächst es aus dem Kastrationskomplex; der Tisch ist der säugenden Mutter nachgebildet, der Schrank ist unbewußte Nachahmung der Schwangeren, der Spiegel der Onaniefreude entwachsen, Vorhänge sind Schamlippen und Hymen, Teppiche weiche Schleimhaut, das Bett das Liebesspiel selbst, Weib als Lager, Mann als Decke zur Einheit verschmolzen und in sich das Kind bergend. Das fötale Leben erschuf sich das Bad mit Wanne, Hähnen, Dusche und Wasser, und nicht zu ver-

gessen, der anale Komplex brachte den Stuhl und den Thron und das Klosett, wie der Phallus uns Stock, Zepter und Feder gab.

Genau so steht es mit der Zähmung, der Benützung und Auswahl unserer Haustiere. Der Mensch ist auf den Gedanken des Reitens nicht durch seinen Verstand gekommen, sondern hat, weil er als Mann das Weib ritt und weil das Kind auf dem Vater ritt und in der Mutter fuhr, das Symbol dafür gesucht und im Reiten des Pferdes, Kamels, Esels finden müssen. Er spannte das Zugtier vor den Wagen, um so die Schwangerschaft symbolisch darzustellen, und erfand das Schiff als Bild der Mutter und den Mast als Phallus, von einer Notwendigkeit getrieben.

Den Ackerbau aus dem Symbolisierungsdrang des Menschen abzuleiten, liegt besonders nahe, wobei denn der Acker Schoß des Weibes, die Pflugschar der Mann ist, der der infantilen Theorie zufolge die Furche im Weibe aufreißt, um den Samen hineinzugießen, aus dem die Frucht wächst. Von dort führt es weiter zu dem Pfropfen und Okulieren der Bäume, zum Pflanzen in Erde und Blumentopf und weiterhin zum Gartenbau. Der Ziergarten, dessen Bild die Malereien des Paradieses gaben, birgt in sich Symbol neben Symbol vom beschattenden Baum in seiner Mitte bis zum springenden Brunnen, mit dem Gartenweg, der von Buchsbaum umsäumt ist, mit der Hecke, die den Garten umschließt, dem Bach, der hindurch läuft, den Rosenbeeten und der Laube, in der die Liebe kost. Der Rechen ist die spielende Hand, Grabscheit und Gießkanne Phallussymbole, während das Düngen, anknüpfend an die Kindphantasien, aus Geburt und Afterkomplex entstand.

Aus dem After kommt auch das Geld, und der Handel ist das Symbol für das Säuglingsleben, das die Nahrung und Pflege der Mutter mit seinen eigensten Schöpfungen, Stuhlgang und Urin bezahlt, parallel damit geht die Symbolisierung des Tauschverkehrs von Mann und Weib, wo der eine die Kraft seiner Lenden gibt, um sich den Sohn gebären zu lassen.

Es ist in dieser Zeitschrift schon vor Jahren der Gedanke ausgesprochen worden, daß die menschliche Sprache den erotischen Trieben des Unbewußten entstammt. Im wesentlichen deckt sich das wohl mit meiner Auffassung, daß das Unbewußte den Laut der Stimme symbolisch verarbeitet, um bestimmte innere Vorgänge mit Hilfe des Kehlkopfs darzustellen, daß also im Sprechen Symbol an

Symbol gereiht wird, daß jedes einzelne Wort eine Versinnbildlichung eines unbewußten Vorganges ist.

Ich begnüge mich damit, einige Andeutungen zu geben, wie sich der Symbolisierungszwang des Menschen im Sprachgebiet studieren läßt. Zunächst kommt da das Studieren der Kindessprache, vor allem der Säuglingslaute in Betracht. Dort wird sich vieles aufklären lassen, was bisher im Dunkel ist. Beim Erwachsenen sind mir Eigentümlichkeiten der Stimme aufgefallen. Sie ist bei denselben Menschen bald tief, bald hoch, bald laut, bald leise. Achtet man auf die für die Krankenbehandlung wichtigen Schwankungen, so erkennt man, daß sich in ihnen das Unbewußte symbolisch äußert, daß zum Beispiel ein Höherwerden des gewöhnlichen Tonfalls entsteht, weil der Sprecher plötzlich ein Kind geworden ist, während der tiefere Ton inmitten des hohen Sprechens die Verwandlung in den starken Mann beweist. Dabei muß ich, um nicht mißverstanden zu werden, erwähnen, daß für das Unbewußte Altersunterschiede nicht existieren, wenigstens nicht in dem Sinne wie für das Bewußte. Daß in dem Leisewerden der Stimme, vor allem in der momentanen Heiserkeit, sich das Geheimnis symbolisiert, ist schon von anderer Seite hervorgehoben worden, während ja das Laute des Sprechens seit alters her als Mittel des Überzeugenwollens bekannt ist. Ebenso bezeichnend wird das Symbol des Stockens mitten im Satz vom Unbewußten als Äußerung der Unsicherheit und versteckter Bedenken unter sehnsüchtigem Verlangen nach der Nachhilfe durch Schläge benützt, wofür jede Schulstunde und jede Unterhaltung die Beweise liefert.

Deutlich tritt der Ursprung des Wortes aus dem Symbolisierungszwang bei allen den Wörtern hervor, die einen Laut nachahmen, und es ist zu verstehen, daß die Bezeichnungen der primitiven Geräusche des Menschen in einer ganzen Reihe von Sprachen dieselben sind, z. B. kacken, pissen, furzen usw. Auf dem letzten psyochanalytischen Kongreß hat Frau Spielrein die Vermutung ausgesprochen, das der M-laut und P-(F-)laut bei Mutter und Vater von dem Säugen an der Brust abzuleiten ist, das M als Symbol der Gier und das P (F) als Symbol des Gesättigtseins, das sich nun unter Aufgeben der Mamma der weiteren Umwelt zuwendet. In der genitalen Sexualität hängen an einzelnen Wörtern Symbolkomplexe, in denen sich ganze Gebiete des Menschseins zusammendrängen, wie etwa in dem Worte »vögeln« oder »ficken«. Während

das eine in den Mythus des Eros und der Engel hineingreift und in ihm der Ursprung der Flugmaschine und des Luftballons enthalten ist, erzählt das andere von der Entstehung der Taschen, des Sacks und Ranzens, vom Beladen der Güterwagen und der Handelsschiffe.

Man stößt auf seltsame Überraschungen, wenn man die einzelnen Wörter eines Satzes als Symbole nebeneinander betrachtet und den Zusammenhang dieser Symbole konstruiert, ein Verfahren, das, abgesehen von seiner theoretischen Bedeutung, deshalb beachtenswert ist, weil es von uns allen gelegentlich, von bestimmten Kranken häufig verwendet wird und so Mißverständnisse kleiner und großer Bedeutung herbeiführt.

Daß Gesang und Musik symbolisieren, hat wohl noch niemand bezweifelt. Man hat auch auf die merkwürdige Übereinstimmung, die zwischen dem Bau des Klaviers und des Ohres besteht, hingewiesen und hie und da ist der Gedanke aufgetaucht, daß dieses Instrument auf irgend eine rätselhafte Weise in unbewußter Nachahmung des Gehörorgans in die Außenwelt projiziert sei. Wenn man der Symbolik nachgeht, findet man, daß im Klavier ein Symbol neben dem andern steckt, vom Baß des Mannes über den Diskant des Weibes bis zu dem hohen Kinderstimmchen, daß das Geheimnis der Geburt, der Liebe und des Grabes darin ist, ebenso wie die Geige im Auf und Ab des Bogens das Entzücken der Wollust symbolisiert und dem Drang nach solcher Symbolisierung ihr Dasein verdankt. Die vier Zwischenräume der Notenlinien sind auch ein Muttersymbol, das ähnlich wie das Kreuz die vier Gliedmaßen des Weibes im Gegensatz zu den fünfen des Mannes kennzeichnet. Und an und in dieser Mutter klettern und kribbeln die Notenkinder, vom befruchtenden Samenfaden bis zur dickköpfig reifen Frucht. Wie mit den Noten ist es auch mit der Schrift. Das moderne Schreiben selbst in seinem hastigen Auf und Ab, in der Verbindung von Feder und Tintenfaß und der ausströmenden Flüssigkeit verrät den symbolisch erotischen Ursprung, während die individuellen Schreibarten durch Abweichen von der geraden Linie nach oben oder unten Erregungs- oder Erschlaffungssymbole sind, durch Unterbrechungen inmitten der Wörter Lustverlängerungen andeuten und in ihren verschiedenen Charakteren das Kindliche, Erwachsene, Listige oder Verworrene im Menschen zeigen. Daß der einzelne Buchstabe, ähnlich wie die Ziffer, als Symbol historisch entstanden

ist, weiß man, aber es ist erlaubt weiter zu gehen und die kleinen Eigentümlichkeiten unserer eigenen Schriftzeichen aus dem Symbolisierungszwang abzuleiten, die Häkchen und Rundungen, die steilen Striche so gut wie die Interpunktionszeichen. Es würde nicht schwer sein, die Erfindung des Buchdrucks ebenso wie die der Dampfmaschine, des Telephons, des Zweirades oder des Automobils von gleichen Gesichtspunkten aus zu betrachten, wie ich es bisher getan habe. Wenn mir dann gesagt wird: das alles ist dummes Zeug, so muß ich es hinnehmen, glaube es aber ruhig weiter, sogar ohne Beweis, ja vielleicht, weil es sich nicht beweisen läßt; denn gegen Beweise wird man um so argwöhnischer, je länger man sich damit abgegeben hat. Wenn man mir aber sagt, du phantasierst, so erwidere ich: Ja, Gott sei Dank, und wer es weit hergeholt findet, dem muß ich antworten: Nein, im Gegenteil, alle diese Dinge liegen viel zu nahe, um ohne guten Willen gesehen zu werden.

Wir alle lesen in den Gesichtszügen unseres Nachbarn, ob er traurig oder heiter ist, wir wissen, daß sein Gesicht sich symbolisch verändert; wir erkennen seine Stimmung an seinem Schritt, seiner Haltung, dem Trällern einer Melodie. Er will uns vielleicht gar nicht zeigen, wie ihm zumute ist, aber das Unbewußte zwingt ihn zum Symbolisieren. So kreuzt die Frau, wenn sie in Gegenwart eines andern sich niederlegt, die Füße, im Symbol, unbewußt, drückt sie aus: ich weiß, was mir jetzt droht; so richtet sich der Mann hoch auf, wenn er stark erscheinen will; so hält man den Daumen in der Höhlung der Faust, wenn man Glück zu bringen wünscht, so senkte die Römerin den Daumen nach unten, wenn der Gladiator ihre Begierden im Kampfe nicht reizte, und hob ihn steil für den der ihr gefiel, ohne zu wissen, welch Begehren das ausdrückte. Unsere Bewegungen sind symbolisch, haben mit unserem Willen nur indirekt etwas zu tun und gehorchen in Wahrheit unserem Unbewußten. Wenn sie es aber sind, warum sollten unsere Erfindungen es nicht sein, die sich doch symbolisch empfinden lassen?

Das Symptom der Neurose — persönlich glaube ich, daß es mit dem organischen Symptom ebenso ist — drückt symbolisch eine Regung des Unbewußten aus. Ist es für den Menschen so unmöglich, das Fernrohr in derselben Weise zu erdenken, wie er den komplizierten Bau der Zwangsneurose oder des Krampfanfalls oder der Verrücktheit erdenkt? Und von den Lesern dieser Zeitschrift zweifelt wohl niemand mehr, daß Religion und Wissenschaft, ja das

ganze menschliche Denken und Handeln unter dem Zwange dieses rätselhaften Dinges steht, das wir Unbewußtes nennen und dessen Äußerungen, mögen wir sie packen, wo wir wollen, stets symbolisch sind. So wäre denn diese Zusammenstellung überflüssig; aber mitunter ist es gut, Selbstverständliches, längst Bekanntes wiederum zu betrachten, als ob es neu sei. Und weil ich solches Wiederholen alter Gedanken für nützlich halte, möchte ich zum Schluß noch auf etwas aufmerksam machen, was wir alle kennen, aber meinem Gefühl nach zu wenig beachten, auf das Symbolisieren des Kindes.

Für uns Erwachsene ist – scheinbar – der Stuhl ein Stuhl, für das Kind aber ist er sehr viel anderes auch: eine Kutsche, ein Haus, ein Hund oder ein Kind. Für uns ist – scheinbar – der Wasserhahn ein Wasserhahn, für das Kind aber ist es ein pinkelndes Wesen. Der Erwachsene bemüht sich, die Symbolik zu verdrängen und zu verstecken, aber das Kind sieht ohne weiteres die Symbole, es kann nicht anders verfahren als deutlich symbolisch. Und auch bei dem Kind läßt sich für den, der sehen will, sehen, daß es nicht das Symbol von außen in die Dinge hineinlegt, sondern, daß es sie wahrnimmt, weil der Mensch symbolisch eingestellt ist, weil er ein symbolisierendes Wesen ist.



Tagphantasie eines sechseinhalbjährigen Mädchens.

Von ALBERT FURRER, Zürich.

Die von meinem sechseinhalbjährigen Töchterchen produzierte Tagphantasie und deren Analyse werden dem erfahrenen Praktiker kaum etwas Neues zu bieten imstande sein. Wenn ich die Phantasie dennoch veröffentliche, so tue ich es einmal deswegen, weil sie mir einen kasuistischen Beitrag zur Augensymbolik zu liefern scheint, und sodann aus der Erwägung heraus, daß es auch für den Routinier immer wieder lehrreich und vor allem erfrischend sein wird, Produkte der kindlichen Phantasietätigkeit und die bald naiven, bald witzigen und tollen Einfälle eines Kindes zur Kenntnis zu nehmen.

Die Situation, welche mein Töchterchen Heidi anregte, mir seine »Dichtung« vorzutragen, war folgende: Ich lag grippekrank zu Bette; da kam — es war am 6. März 1920 — mein Kind zu mir ins Zimmer auf Krankenbesuch. Wie es ans Bett trat, sagte es gleich: »Gelt dir ist langweilig, soll ich dir eine schöne Geschichte erzählen?« »O ja, sehr gerne«, gab ich zur Antwort. Augenblicklich hub Heidi zu erzählen an[1]:

Einmal sind drei Buben gewesen und ein Mägdelein. Die Buben sind an einer Hagecke (Zaun) gestanden und weiter vorn hat es ein Gebüsch gehabt. Dort drin ist ein Loch gewesen, in dem ist früher mal ein Tier gewesen. Das Mägdelein hat nicht mit den Buben spielen dürfen. Da ist das Mädchen in jenes Gebüsch gegangen zu jenem Loch und da sind viele, viele Schlangen gekommen und sie sind in dieses Loch hineingegangen. Und das Mädchen ist fest erschrocken und hinausgesprungen aus dem Gebüsch. Und es ist eine böse Schlange gekommen und hat es am Röcklein gepackt mit dem Maul. Es hat davon ein Loch gehabt am Röcklein. Aber das Mädchen ist gleichwohl noch davon gekommen. Es ist zur Mutter gerannt. Die hat gesagt: »Was hast auch du da für ein Loch?« Da hat das Mädchen gesagt: »Ich habe es ja nicht gemacht, eine böse Schlange hat es gemacht.« Da hat die Mutter gesagt: »Wir haben doch keine Schlangen, Donnerwetter, du hast doch das Loch selber gemacht.« Und die Mutter hat gesagt: »Dann wollen wir mal nachsehen.« Da sind sie miteinander gegangen und das Mägdelein hat ein Loch gezeigt, wo

[1] Ich werde mich bemühen, bei der Übersetzung das Schriftdeutsche möglichst getreu dem mundartlichen Wortlaut anzupassen.

keine darin gewesen sind. Da hat die Mutter gleich gesagt: »Siehst du, es sind ja keine Schlangen im Loch.« Da hat das Kind gesagt: »Doch, doch, kannst ja dort unten schauen.« Da ist die Mutter gegangen und auf einmal hat sie gerufen: »Herrschaft, ja, da sind Schlangen, bei Gott Kind, du hast recht.« Und nachher hat sie gesagt: »Komm, wir wollen schnell einen Kübel voll heißes Wasser holen.« Und da sind sie miteinander gegangen einen holen. Und sie haben ihn gebracht und gerade in das Gebüsch hinunter gelassen mitsamt dem Wasser. Die Hälfte der Schlangen ist in den Kübel gefallen. Die freche ist dabei gewesen. Die andere Hälfte ist fortgerannt. Dann ist das Kindlein hineingegangen ins Haus und der Vater ist gerade fort gewesen. Er ist spät heimgekommen. Einer hat ihm das Auge ausgeschlagen gehabt. Nun kam er heim. Die Mutter hat gesagt: »Himmel, was hast denn du gemacht, Vater?« Gottfried Stutz! wer hat denn dir das Auge ausgeschlagen?« Da hat der Vater gesagt, es habe gerade einer einen Stein geworfen und das Auge sei ihm ausgelaufen, und da sei er heim gegangen. Da sind sie alle miteinander ins Bett gegangen und haben geschlafen.

»Weißt du, Vater, das ist nur ein Märchen —«

Gleich nach der Aufzeichnung dieser Erzählung zog ich von Heidi die Einfälle zu den einzelnen Stücken derselben ein. Ich lasse sie hier folgen:

⟨Die drei Buben⟩: Sie wollten eine Wette machen, haben einander nachrennen wollen. Wer zuerst oben gewesen wäre, hätte zuerst hinunter gehen dürfen.

⟨Wie sahen die drei Buben aus?⟩: Braune Haare hatten sie.

⟨Wie hießen sie?⟩ Das weiß ich nicht recht.

⟨Das Mädchen⟩: Es war traurig, daß es nicht mitmachen durfte mit den Buben.

⟨Wie hieß es?⟩: Roseli oder . . . (Heidis Miene schien zu verraten, daß ihr nachher »Heidi« eingefallen war).

⟨Wie sah es aus?⟩: Ein rotes Röcklein, schwarze Härchen, aber offene, schöne. (Heidi ist blond und trägt zwei Zöpfe.)

⟨Die Buben in der Hagecke⟩: Sie machten miteinander das Spiel ab dort in der Ecke, daß das Mädchen es nicht hörte.

⟨Das Gebüsch⟩: Das Gebüsch ist mal gewachsen.

⟨Das Loch im Gebüsch⟩: Der Wind hat mal dort alle Tannen auf die Seite geschlagen. (Offenbar meint Heidi zunächst die Lücke im Gebüsch.)

⟨In dem Loch war früher ein Tier⟩: Ich glaube, ein Hund war darin er schlief darin.

⟨Das Mädchen durfte mit den Buben nicht spielen⟩: Weil das Mädchen nicht gleich groß war und weil es nicht in die gleiche Klasse ging und weil es keinen Platz dort hatte bei den Buben.

⟨Das Mädchen ging in jenes Gebüsch zum Loch⟩: Das Mädchen dachte, es wolle nicht bei den Buben sein, wenn sie doch so böse seien. Das Mädchen schlief gar nicht bei den Buben im Zimmer, die Buben schliefen allein und das Mädchen allein.

⟨Viele Schlangen kamen und gingen in das Loch hinein⟩: Weil sie schon früher darin gewesen waren, sie dachten immer daran und wollten dort hinein.

⟨Das Mädchen erschrak⟩: Es hat halt noch nicht gewußt, was das für Tiere sind. Die Schlangen sind ganz in das Loch hineingegangen.

⟨Das Mädchen sprang aus dem Gebüsch⟩: Da packte gerade eine Schlange es am Röckli und wollte es fressen.

⟨Das Loch am Röckli⟩: (Kein Einfall.)

⟨Das Mädchen kam gleichwohl davon⟩: Es hat halt fest gerissen.

⟨Es rannte zur Mutter⟩: Es wollte schnell ihr klagen.

⟨Wie sah die Mutter aus?⟩: Schwarze Haare und blauer Rock, etwas blauer als derjenige von Mutti.

⟨Mutter fragte: »Was hast du da für ein Loch?«⟩: Sie hat halt nicht gewußt, ob das Mädchen den Rock am Hag zerrissen hatte.

⟨Antwort des Mädchens: »Ich habe es nicht gemacht, die Schlange.«⟩ Die böse Schlange wollte das Mädchen gerade packen und fressen.

⟨Mutter: »Wir haben doch keine Schlangen«⟩: Die Mutter hat gedacht, sie haben doch keine Schlangen bei ihnen im Garten.

⟨Das Loch, wo keine Schlangen waren⟩: Das Mädchen dachte, es wolle jetzt der Mutter schon . . . warum hat sie nicht geglaubt, daß das Loch im Rock von der Schlange herrührt.

(Die weiteren Einfälle bilden eine Zeitlang nur Wiederholung, zum Teil belanglosen Kommentar zum Phantasietext.)

⟨Die andere Hälfte der Schlangen rannte fort⟩: Sie schlichen aus dem Gartentürchen.

⟨Der Vater war fort⟩: Er mußte in der Stadt arbeiten.

⟨Einer hatte ihm das Auge ausgeschlagen⟩: Ein junger Bursche hatte auf der Straße einen Stein geworfen und der hatte gerade den Vater ins Auge getroffen. Das Auge lief ihm gerade aus.

⟨Der Bursche⟩: Es war ein Böser. Er war vorher im Gefängnis gewesen.

⟨Wie sah er aus?⟩: (nach längerem Besinnen) . . . nicht so wie Ernst . . . (14jähriger Cousin von Heidi.)

⟨Wie sah der Vater aus?⟩: Er hatte ein graues Gewand an, ähnlich wie du, und wie der Onkel Ernst. (Vater des Cousin Ernst.)

⟨Wer hat denn dir das Auge ausgeschlagen⟩: Die Mutter erschrak fest.

⟨Sie gingen miteinander ins Bett⟩: Der Vater hatte fest Schmerzen. Und die Mutter und das Kind beteten, daß der Vater sterben könne, damit er nicht mehr leiden müsse.

Obwohl die Assoziationen zu den einzelnen Elementen der Tagphantasie stellenweise etwas dürftig flossen, wären wir gewiß imstande, die Phantasie in groben Zügen zu deuten. Allein wir würden nicht viel mehr leisten können, als was wir ohne die Einfälle schon konnten. Nun ist mit den »Übersetzungen vom Blatt« weder dem Neuling auf dem Gebiet der Psychanalyse noch der psychanalytischen Wissenschaft gedient. Ich empfand jedenfalls das Bedürfnis, mir zu einigen Details, deren Deutung mir nicht einwandfrei gesichert schien, von Heidi noch nähern Aufschluß geben zu lassen[1].

⟨Wie sah die Hagecke aus?⟩: Auch so grau wie unser Gartenhag. Ein Pfahl ging dort hinauf.

⟨Was machten die Buben dort?⟩: Sie rechneten das Spiel ab. Sie wollten das Mädchen nicht, weil sie halt Buben sind und sie kein Mädchen wollen.

⟨Was für ein Spiel rechneten sie ab?⟩: »1, 2, 3, 4, auf dem Klavier steht ein Glas Bier, wer davon trinkt, der stinkt.«

⟨Wie hießen die drei Buben?⟩: Einer hieß Josef, der andere Bruni, der dritte Fritz.

⟨Das Loch im Gebüsch?⟩ Die Kinder haben es früher gemacht, als sie ein Teichlein machen wollten. Sie leerten allemal Wasser hinein und taten Stecklein hinein. Das sollten Schifflein sein. Sie ließen sie im Teich herum fahren.

⟨Das Tier, welches früher im Loch war⟩: Wie eine Kröte (Heidi äußert Ekel), braune Tupfen hat sie am Rücken gehabt. In meinem Bilderbuch habe ich gesehen, daß sie solche Tupfen haben. (Nach kleiner Pause): Das ist eine liebe Kröte gewesen.

⟨Die Schlangen gingen in das Loch hinein⟩: Sie machten noch tiefere Löcher in die Erde hinein.

⟨Wo waren die Schlangen vorher?⟩: Bei Dr. Höslis (früherer Nachbar). Dort hat es auch ein Gesträuch und auch ein Loch.

⟨Das Loch im Röcklein⟩: Weißt, die Schlange hat halt fest zugepackt. Als das Kind fortrennen wollte, ist sie schnell hervorgekommen und hat das Kindlein wollen zu sich herziehen am Röcklein.

⟨Was wollte sie denn?⟩: Es fressen. — Das Kind hieß Edith (Nachbars Töchterchen, Freundin von Heidi.) Weißt, das ist ein schlaues. Wie ich.

⟨Das Loch, wo keine Schlangen darin waren⟩: Aus diesem Loch hat es eine Röhre gehabt in das andere Loch hinunter, weißt, unter der Erde durch.

⟨Der Kübel voll heißes Wasser⟩: Daß die Schlange verbrennt, daß sie nichts mehr können machen.

---

[1] »Dies war erst möglich anfangs August 1920, weil ich mehrere Monate vom Hause abwesend war.«

⟨Hast du mal etwas Ähnliches gesehn?⟩: Ja, ich habe mal einen Bub gesehn, der hat Wasser über Ameisen geleert.

⟨Das Haus⟩: hat ähnlich ausgesehn wie unser Haus, gleiche Öfen und gleiches Spielzimmer.

⟨Wie sah der aus, der dem Vater das Auge ausgeschlagen?⟩: Wie ein Dieb. Ähnlich wie Ernstli. (Dies ist nicht der Cousin, sondern ein Pflegeknabe von uns, dessen Sexualleben stark zu Perversionen neigt).

⟨Gottfried Stutz⟩: Wenn der »Götti« (Pate) nicht eingeladen ist und er kommt doch, sagt die Mutter: »Gottfried Stutz! jetzt ist der Götti gekommen.«

⟨Das Auge⟩: Es war das rechte Auge. Es war ein »böses« (krankes) Auge, war schon vorher von einer Krankheit her blind. Im Traum habe ich einmal einen Mann gesehn, der hatte ein blindes Auge. Das war ein armer.

Nachdem wir nun, wie mir scheinen will, einige recht wertvolle Ergänzungen zu den früheren Assoziationen erfahren haben, dürfen wir es wagen, an die Deutung der Tagphantasie heranzutreten. Wir wollen uns dabei nur stützen auf das durch den Phantasietext, die Einfälle und durch frühere Beobachtungen gebotene Material, sowie auf die absolut gesicherten Ergebnisse der psychanalytischen Forschung auf dem Gebiet der Symbolik. Auf Mutmaßungen, die doch nur geringen Wahrscheinlichkeitswert beanspruchen könnten, wollen wir verzichten.

Die Örtlichkeit, in der Heidi die phantasierten Geschehnisse sich abspielen läßt, kann unschwer als das heimatliche Milieu erkannt werden. Der Hag ist »auch so grau wie unser Gartenhag«; das Haus »hat ähnlich ausgesehn wie unser Haus«, sogar die gleichen Öfen und ein gleiches Spielzimmer sind vorhanden.

Das Mägdelein ist natürlich Heidi selbst, denn es trägt ein rotes Röcklein, wie Heidi eines besitzt. Wenn das Mädchen im Märchen schwarze und offene Haare hat, so sehen wir darin nur die Darstellung des Gegensatzes, der nötig war, um die Identifizierung nicht allzu deutlich werden zu lassen. Die Heldin in der Dichtung trägt zuerst den Namen Roseli, später heißt sie Edith, welche schlau ist wie Heidi.

Die drei Buben in der Phantasie heißen Josef, Bruni, Fritz. Die Träger des ersten und dritten Namens, zwei schwer erziehbare Knaben, hatten wir vorletztes, beziehungsweise letztes Jahr in unserem Beobachtungsheim. Zur Zeit, da Heidi die Tagphantasie produzierte, wohnten ebenfalls ein paar Knaben in unserem Haus. Wir dürfen daher annehmen, daß die »drei Buben« nichts anderes darstellen als unsere damaligen Zöglinge.

Warum sind es drei Buben? Wir wissen, daß die Zahl 3 bedeutsam ist für das männliche Genitale im ganzen. Die Dreizahl in der Tagphantasie bereitet uns also auf eine Szene sexuellen Charakters vor. Die drei Buben

stehen abseits, also getrennt vom Mädchen, in einer Hagecke. Das Mädchen schläft nicht bei den Buben im Zimmer. Aus diesen Hinweisen dürfen wir wohl schließen, daß die Hagecke Verschiebungsersatz ist für das Schlafzimmer der Buben. Wenn das Mägdelein nicht bei den drei Buben sein darf, so will das offenbar heißen: Heidi wird nicht geduldet im Knabenschlafzimmer. Dies entspricht nun tatsächlich der Wirklichkeit. Daß sie gerne mit den Jungen zusammen sein möchte, sehen wir deutlich aus der Bemerkung: »Es war traurig, daß es nicht mitmachen durfte mit den Buben.« Warum ist Heidi eigentlich traurig? Gewiß nicht in erster Linie deswegen, weil sie sich an dem in der ersten Sitzung ziemlich unklar beschriebenen und nicht besonders interessanten Spiel der Knaben nicht beteiligen darf. Heidi gibt denn auch nach Monaten in der zweiten Sitzung eine ganz andere Handlung an, deren Charakter uns auf die richtige Spur zu führen imstande ist. Heidi nannte einen »Anzählreim«: 1, 2, 3, 4, auf dem Klavier steht ein Glas Bier, wer davon trinkt, der stinkt.« Wir merken, es handelt sich also gar nicht um das Spiel selbst, sondern um die Vorbereitung dazu. Es wird etwas abgemacht (»abgerechnet«), und zwar im geheimen; die Buben sprechen so, »daß das Mädchen es nicht hörte«. Diese Tatsache und der nicht gerade salonfähige Anzählreim deuten darauf hin, daß mit dem »Spielabmachen« das unanständige Reden gemeint ist. Denken wir noch daran, daß das Spielen in den Träumen bekanntlich sehr häufig sexualsymbolischen Sinn hat (spielen steht gewöhnlich für Onanie), so merken wir, daß Heidi gerne bei den Buben im Schlafzimmer sein möchte, damit sie alles hören und sehen könnte, was die Buben dort in sexueller Hinsicht reden und treiben. Warum ihr die Erfüllung dieses Wunsches versagt bleibt, hat sie richtig erkannt. Dies geht am deutlichsten aus der Bemerkung hervor: »Sie wollten das Mädchen nicht, weil sie halt Buben sind und sie kein Mädchen wollen.« Wir können hier und schon bei der früheren Stelle: »Das Mädchen durfte mit den Buben nicht spielen, weil es nicht gleich groß war[1] und . . . weil es keinen Platz dort hatte bei den Buben« nachfühlen, wie schmerzlich Heidi die Benachteiligung gegenüber den Knaben empfindet. Da Heidi recht gut weiß, daß diese Benachteiligung durch das Fehlen des männlichen Genitales statuiert ist, verwundern wir uns nicht, wenn bei ihr der »Penisneid« in folgender Äußerung durchbricht: »Das Mädchen dachte, es wolle nicht bei den Buben sein, wenn sie doch so böse seien. Das Mädchen schlief gar nicht bei den Buben im Zimmer.« — Als ob es nicht hätte wollen bei den Buben schlafen. Es sei hier noch darauf hingewiesen, daß Heidi bei anderen Gelegenheiten, besonders wenn sie bei der Pflege ihrer kleinen Brüderchen zugegen war,

---

[1] Das ist eine offenkundige Rationalisierung; nicht die Körpergröße, sondern die »Größe« des Genitales, beziehungsweise das Fehlen des Penis ist ausschlaggebend.

unverhohlen dem Wunsch, ein männliches Genitale zu haben, mit den Worten Ausdruck gab, sie möchte richtige Bubenhosen tragen, sie möchte lieber ein Bub sein oder sie möchte auch so »eins« haben wie die Brüder.

Bei »Gebüsch« und »Loch« können wir nicht im Zweifel sein, daß damit das behaarte weibliche Genitale gemeint ist. Es sei besonders auf den Einfall vom Teich hingewiesen. Da sich das Loch in der Erde (bekanntes Muttersymbol: »Mutter Erde«) befindet, handelt es sich also um das Genitale der Mutter. In dieser Auffassung werden wir durch das nachherige Auftreten einer Mutter bestärkt. Mit dem Tier, das früher einmal in dem Loch war, kann zweierlei gemeint sein. In der ersten Sitzung gab Heidi an, früher habe ein Hund in dem Loch geschlafen, in der zweiten Sitzung versetzte sie eine Kröte hinein. Nun braucht Heidi gelegentlich das Wort »Hundi« als Kosenamen für ihre beiden Brüderchen; die Bezeichnung »Kröte« ist ihr geläufig als Schimpfwort für kleine Kinder. Demnach wären »Hund« und »Kröte« eine Anspielung auf die Brüder, welche früher im Mutterschoß geschlafen haben. Die Art, wie Heidi sich über die Kröte äußerte, legt uns aber nahe, noch an etwas anderes zu denken. Kröte ist ihr zugleich Sexualtier. Das mag daher kommen, daß das Bild einer Kröte auf der gleichen Seite ihres Bilderbuches zu finden ist, auf der sich Illustrationen von Reptilien (namentlich Schlangen) und Amphibien befinden. Da also »Kröte« im engsten assoziativen Zusammenhang steht mit Tieren, die uns als typische Symbole für das männliche Genitale bekannt sind, dürfen wir annehmen, daß die Kröte zugleich den Penis darstellt, der schon früher in der Vagina war. Sehr charakteristisch ist übrigens die Art, wie sich Heidi über die Kröte ausspricht. Zuerst äußert sie Gefühle des Ekels, schließlich aber fügt sie bei: »Das ist eine liebe Kröte gewesen.« Diese gut erkennbare ambivalente Einstellung darf aber nicht als weiterer Beleg für unsere zweite Auffassung der Kröte beansprucht werden, denn die Ambivalenz kann sich ebensogut auf die Brüder der Heidi beziehen wie auf das männliche Geschlechtsorgan.

Da Heidi nicht bei den Knaben schlafen darf und sie sich vom Schicksal überhaupt verkürzt sieht, will sie sich schadlos halten, indem sie ihre Schaulust an einem anderen Ort zu befriedigen sucht. In der Tagphantasie sieht das Mädchen, welches sich unterdessen ärgerlich und zornig von den Buben ab und zum Gebüsch gewendet hat, viele Schlangen kommen, welche in das Loch hineingehen und noch »tiefere Löcher in die Erde hinein machen«. In den Schlangen haben wir ein typisches Penis-Symbol vor uns. Daß die Schlangen in der Mehrzahl auftauchen, kann uns nicht beirren. Wir wissen namentlich aus den Traumanalysen, daß die Mehrzahl zum Zweck der Entstellung oft gebraucht wird, als Gegensatz für die Einzahl. Unser Mägdelein wird also zum Augenzeugen eines Koitus-Aktes. Das eine Objekt der Beobachtung haben wir bereits

erkannt als die Mutter. Wir werden also kaum fehlgehen, wenn wir hier an einen elterlichen Koitus denken, wissen wir doch schon, daß in einem späteren Teil der Tagphantasie auch noch der Vater eine Rolle spielt. Woher sollte aber das geheime Wissen des sechseinhalbjährigen Kindes von der geschlechtlichen Vereinigung zwischen Mann und Frau stammen? Vorerst: Es handelt sich natürlich um ein unbewußtes »Wissen«. Dieses kann kaum auf entsprechende Beobachtung der Eltern zurückgeführt werden, wohl aber auf eine sexuelle Aggression eines Jungen auf unser Töchterchen, als es fünfjährig war. Der Junge entblößte damals sein erigiertes Glied und gab seine Absicht, die auf einen regelrechten Koitus abzielte, mit unmißverständlichen Gebärden und Worten kund. — Den Schrecken, den das Mädchen beim Anblick der Schlangen erlebt, müssen wir, gestützt auf die Ergebnisse der Neurosenforschung, als Sexualangst, d. h. als Äußerung der verdrängten Libido auffassen. Zugleich wird mit der Angst die Ablehnung des Wunsches nach sexueller Befriedigung zum Ausdruck gebracht. Bemerkenswert ist, daß das Mägdelein erst nach der Beobachtung flieht. Wir können uns des Eindruckes nicht ganz erwehren, als handle es sich hier um eine Provokation der männlichen Sexualität (Schlangen), die dann aber zurückgewiesen wird, sobald diese Ernst macht. Mit der einzelnen Schlange, welche das Mägdelein packen und »fressen« will, kann nur der Vater gemeint sein. Die psychanalytischen Forschungen haben vielfach gezeigt, daß das Unbewußte nicht selten das Genitale zum Wesentlichen der ganzen Person erhebt und umgekehrt die Person für deren Genitale setzt. Die einzelne Schlange kann also in unserem Fall Penis und Vater zugleich bedeuten. Ihr Angriff muß wohl zunächst als Strafandrohung seitens des Vaters für das verbotene Zuschauen des Töchterchens aufgefaßt werden.

Das »Gefressen werden« von einem Vaterersatz hat Freud besonders einleuchtend in seiner »Geschichte einer infantilen Neurose«[1] gedeutet als »regressive Umsetzung des Wunsches, vom Vater koitiert zu werden«. Es wird uns also ein scharfer Konflikt, der in Heidi tobt, offenbar. Dem Wunsch, vom Vater sexuell befriedigt zu werden in der Weise, wie die Mutter befriedigt wird, stehen schroff ablehnend Regungen der Scham, des Gewissens, des Ichs überhaupt gegenüber. In ihrer Herzensnot und im Bedürfnis, in diesem Kampf einen starken Helfer zur Seite zu haben, wendet sie sich an die Mutter selbst, die nun im Märchen als solche gut kenntlich wird (»blauer Rock, etwas blauer als derjenige von Mutti«). Es wird uns nun recht deutlich, daß Heidi nicht das beste Gewissen hat. Nicht sie will schuld sein, daß sie beinahe ihrem Gelüste zum Opfer fiel, sondern die »böse Schlange« wird allein verantwortlich gemacht. Die Mutter soll nun dem Kind helfen, die gefährliche väterliche Sexualität unschädlich zu machen. Es mißbraucht aber die Unterstützung, die ihm

[1] Freud: Kleine Schriften zur Neurosenlehre. IV. Folge, S. 626.

bereitwillig gewährt wird, indem es sich an der Mutter dafür rächt, daß diese ihm nicht glauben wollte, daß es die »Schlangen« (väterliche Sexualität) nicht provoziert hat. Mit dem Gedanken »es wolle jetzt der Mutter schon« führt das Mägdelein in der Tagphantasie seine Mutter zuerst irre, indem es ihr ein Loch zeigt, wo keine Schlangen sind. Bei Heidi wird im Unbewußten der Gedanke mitspielen: »Wie du mir, so ich dir; hat mir die Mutter hinsichtlich der sexuellen Vorgänge das Wichtigste vorenthalten, d. h. das Vorkommen der geschlechtlichen Vereinigung zwischen den Eltern verschwiegen[1], und will sie mir das gleiche Recht auf den Vater nicht zugestehen, das sie sich nimmt, so will ich nun die Mutter auch einmal etwas zum besten halten.« (Man erinnere sich, daß Heidi sagte: »Edith ist ein schlaues, wie ich.«) Wenn wir das Loch, wo keine Schlangen waren, lokalisieren wollten, so würden wir wohl am ehesten auf den Mund schließen. Man denke an die Erklärung Heidis: »Aus diesem Loch hat es eine Röhre gehabt in das andere Loch hinunter, weißt, unter der Erde durch.« — Mit Hilfe der Mutter wird die gefährdende väterliche Sexualität vernichtet, aber nur teilweise[2]. Heidi läßt ja nur die eine Hälfte der »Schlangen« umkommen, während die andere durch das Gartentürchen (bekanntes Vaginasymbol) entwischt. Es soll also noch etwas von der gefürchteten, aber zugleich begehrten männlichen Sexualität übrig bleiben. Wenn Heidi aussagte, daß die Schlangen vorher ausgerechnet bei Dr. Höslis waren, so ist das gewiß kein Zufall, sondern bestimmt durch die Wortbrücke Hosen-Höschen-Dr. Hösli.

Daß der Vater am Schluß dieses Märchens ganz unmotiviert noch auftritt, kann uns jetzt nicht mehr überraschen. Im unbewußten Gedankengang war er ja längst zugegen. Aber, daß der Vater heimkommt mit einem ausgeschlagenen Auge, das können wir nicht verstehn. »Unsinn!« würde der Bewußtseins-Psychologe dazu sagen; »die kleine Märchendichterin hat natürlich den Faden verloren und produziert zum Schluß noch etwas, was in gar keinem Zusammenhang steht mit dem Vorausgegangenen.« Gemach! Die Psychanalyse hat uns gelehrt, manche Zusammenhänge, welche das Bewußtsein geschaffen hat als fassadenhaftes Scheingefüge und als Rationalisierungen zu entlarven, während wir nicht selten dort, wo uns in Phantasieprodukten eine klaffende Lücke, eine auffallende Zusammenhangslosigkeit oder ein Unsinn entgegentritt, sehr sinnreiche Zusammenhänge aufdecken, Zusammenhänge freilich, die sich nur auf das unbewußte psychische Material beziehen.

---

[1] Heidi ist über den Geburtsakt längst aufgeklärt, aber noch nicht über den Befruchtungsvorgang. — Wir faßten gerade diese Tagphantasie als Wink auf, daß es Zeit sei, letztere Aufklärung nachzuholen.

[2] Interessant ist, daß das »heiße Wasser« aus einer Erinnerung stammt, in der Ameisen begossen wurden, die uns aus Träumen und Phobien als Symbol für das männliche Genitale bekannt geworden sind.

Den Vater in der Tagphantasie erkennen wir sofort als Vater der Heidi, trägt er doch ein »graues Gewand« wie der eigene Vater und der Onkel Ernst. Der Bursche, der dem Vater das Auge ausgeschlagen hat, wird in Verbindung gebracht mit dem Cousin Ernst. Heidi wollte natürlich zuerst sagen, der Bursche habe ausgesehen wie Ernst, denn es war ihr niemand eingefallen als Ernst. Sie sah dann aber gleich ein, daß es kein Kompliment gewesen wäre für den Cousin, wenn sie ihn verglichen hätte mit dem bösen Burschen. Da nun der Cousin Ernst das Kind des Onkels Ernst ist, der ähnlich gekleidet ist wie der eigene Vater, wird uns klar, daß Heidi mit dem »bösen Burschen« niemand anders als sich selbst zur Darstellung gebracht hat. Heidi hätte also dem Vater das Auge ausgeschlagen. Mit dieser Einsicht ist aber der Sinn dieser Tat um nichts verständlicher geworden, es muß noch ein Mißverständnis vorliegen. Es mußte uns auffallen, daß Heidi lange Zeit nicht von einem Auge sprach, sondern stets sagte: »das Auge«, als ob der Vater bloß ein Auge besäße! Wir werden gut tun daran, dieser an und für sich geringfügigen sprachlichen »Unkorrektheit« auf den Grund zu gehen. Nehmen wir den Ausdruck »das Auge« wörtlich, so dürfen wir nicht an ein Organ von zweien oder mehreren denken, sondern an ein Organ, das nur einzeln vorhanden ist. Folglich fallen die Augen selbst außer Betracht. Wir haben überdies von Heidi gehört, daß es sich um das rechte — kann zugleich heißen: das richtige — Auge handelt und daß dieses vorher schon »böse« und blind war. »Böse« ist doppelsinnig in der Zürcher Mundart. Das Wort kann den gleichen Sinn haben wie das hochdeutsche Wort böse, es kann aber auch bedeuten »krank«. Ein blindes Auge ist zum Sehen untauglich. Sollen wir vielleicht an ein Objekt denken, das durch die Merkmale einzeln, »böse«, zum Sehen untauglich angedeutet ist? Schließlich wissen wir aus zahlreichen Arbeiten von Rank[1], Abraham[2], Jung[3], Eder[4], Reitler[5], Ferenczi[6], daß dem Auge in hohem Grade sexualsymbolische Bedeutung zukommt, und zwar sowohl mit Bezug auf das weibliche Genitale, was leichter verständlich ist, als auch auf das männliche. Die genannten Autoren zeigen an Mythen, Sagen, Träumen und neurotischen Symptomen, daß der Verlust des Auges sehr oft zur Darstellung des Verlustes des Penis benützt wird, also die Kastration bedeutet. Nachdem wir dies wissen, vermögen wir den verborgenen Sinn der sonderbaren Schlußszene unseres Märchens zu erkennen. Heidi kastriert ihren Vater. Aber warum? Dies

---

[1] Internationale Zeitschrift für Psychanalyse. 1913. S. 513 ff.
[2] Traum und Mythos. 1919. S. 16.
[3] Jahrbuch IV. S. 312.
[4] Internationale Zeitschrift für Psychanalyse. 1913. S. 157.
[5] Internationale Zeitschrift für Psychanalyse. 1913. S. 159.
[6] Imago. 1912. S. 276 ff. und Internationale Zeitschrift für Psychanalyse. 1912.

wird uns teilweise klar aus der Tagphantasie selbst. Es ist die Rache dafür, daß Heidi einmal nicht geduldet wird als Zuschauer beim elterlichen Sexualverkehr, dann dafür, daß der Vater die Gunst dieses Verkehrs nur der Mutter, nicht auch ihr (Heidi) zuteil werden läßt. Die Rache gilt natürlich auch der Mutter; denn durch die Kastration des Vaters wird die Mutter mitbetroffen. Dem Kastrationswunsch liegt wohl noch ein anderes Motiv zugrunde, das zwar in der Tagphantasie auch angedeutet ist, aber doch nicht gut allein daraus abgeleitet werden kann. Wir haben oben feststellen können, daß Heidi darunter leidet, daß sie ein Mädchen ist. Ich kann noch beifügen, daß Heidi gerade zu jener Zeit, da sie ihr Märchen produzierte, mehrmals der Mutter gegenüber den Wunsch äußerte, einmal das Genitale des Vaters zu sehen[1]. Es wäre nun leicht denkbar, daß Heidi gegen den Vater mit dem Kastrationswunsch reagierte, als jener ihrem Wunsch nicht entsprechen wollte.

Wir sehen also, daß die vorher unverständliche Schlußszene, genau betrachtet, eigentlich nur eine verdeutlichte und erfolgreichere Wiederholung der vorangegangenen Handlung (Vernichtung der »Schlangen«) ist. Wir sind jetzt auch nicht mehr verwundert, daß der »böse Bursche« als Dieb geschildert wurde. Er hat ja in der Tat dem Vater etwas weggenommen. Wir merken jetzt auch, warum der mißhandelte Vater bei seiner Heimkunft mit dem grotesk wirkenden Ausruf »Gottfried Stutz!« empfangen wird. Einmal ist der Vater ja gar nicht willkommen, ebensowenig wie der »Götti« eingeladen war. Dazu ist das Wort »Gottfried Stutz« in diesem Zusammenhang ein Ausdruck der Genugtuung, der Schadenfreude. Der Kastrationswunsch ist eben am Vater in Erfüllung gegangen. Wie tiefgehend und intensiv die Rachephantasie bei Heidi wirkte, sehen wir am besten daraus, daß dieselbe in den Todeswunsch ausgeht, der auf den Vater gerichtet ist: »Die Mutter und das Kind beteten, daß der Vater sterben könne, damit er nicht mehr leiden müsse.« Wir haben Anlaß, der letzteren Begründung zu mißtrauen und den aus der Racheabsicht geborenen Todeswunsch ernst zu nehmen. Der tröstliche Schlußkommentar: »Weißt du, Vater, das ist nur ein Märchen« — ist in dieser Hinsicht bezeichnend. Gewiß wird der Todeswunsch noch andere Quellen haben; aber diese aufzudecken, würde über den Rahmen unseres Aufsatzes hinausführen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Ich weiß, daß meine Deutung unter dem Mangel leidet, daß sie sich gerade in ein paar wesentlichen

[1] Ängstliche Gemüter werden sich wohl darüber entsetzen, daß ein sechseinhalbjähriges Mädchen es wagt, einen solchen Wunsch auszusprechen. Ich glaube aber, daß alle normal veranlagten Kinder, welche von klein auf in jeder Hinsicht zur Offenheit angehalten wurden, und denen die Erzieher mit Aufrichtigkeit und ohne Geheimtuerei begegnen. in diesem Alter gelegentlich entsprechende Wünsche unbefangen aussprechen werden.

Punkten auf fremdes Material stützen muß. Aber dieser Mangel besteht nur mit Bezug auf meine Leser, nicht für mich. Auf Grund einer langjährigen Beobachtung meines Kindes, von der ich glaube, daß sie in ziemlich objektiver Einstellung betrieben wurde, muß ich sagen — ich tue es gewiß nicht gern —, daß die von mir gefundene Deutung der ganzen Psychologie meines Töchterchens durchaus entspricht. In Einzelheiten mag ich im Irrtum sein; aber gerade in den wesentlichen Punkten bin ich überzeugt, daß die von mir angegebenen Motive die tiefsten und darum die wichtigsten sind.



Bücher.

HEINZ WERNER: Die Ursprünge der Metapher. (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie. Herausgegeben von Felix Krueger, Heft 3. Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Psychologie zu Leipzig, Nr. 4.) 1919. VIII. 238.

Im Sinne Werners ist die Metapher ein bewußter Ersatz für einen anderen Gegenstand, d. h. wir könnten, wenn das nicht laut psychoanalytischer Auffassung eine contradictio in adiecto wäre, von einem bewußten Symbol reden (S. 4). Die Untersuchung geht von der motorischen, d. h. vorpsychischen »Geistesstufe« aus, für die natürlich die Bedingung des Bewußtseins für metaphorische, d. h. substituierte Bildungen noch nicht gefordert wird. Die zweite Geistesstufe in der aufsteigenden Reihe wäre die »emotionale«, in der die Metapherbildung in Ausdrücken wie: »die Gedärme sehnen sich« (Arunta) nach etwas, oder »die Stirne beißt mich« (»Sich schämen«: Neu Guinea) vertreten sein soll. Sogleich setzt aber der Verfasser sehr treffend hinzu, daß wir es noch immer nicht mit der echten Metapher zu tun haben, da auch diese Bildungen nicht bewußte Ersatzvorstellungen sind. Gefühle sind (im Kruegerschen Sinne) »Komplexqualitäten« und werden daher durch Hervorhebung von Organempfindungen, die Teilerscheinungen des Komplexes sind, zum Ausdruck gebracht. Wir setzen hinzu, daß wir es hier mit einer ähnlichen, aber nicht so weit gehenden Konversion zu tun haben wie in der Hysterie und daß diese Konversion vom Psychischen ins Physische wahrscheinlich der rückläufige Weg ist, auf dem in umgekehrter Reihenfolge einst das Psychische entstand. Anschließend an die Diskussion, ob Symbol und Symbolisiertes als ursprünglich identisch aufzufassen seien, können wir auf die Ausdrücke der primitiven Sprachen Bezug nehmen, die der Verfasser »Metapher des Denkzwanges« nennt. Wenn die Eweneger die Brille als »eisernes Auge« bezeichnen (S. 17), so handelt es sich darum, daß sie die neue Erscheinung (Brille) nur in Anlehnung an Bekanntes erklären können. Hier haben wir tatsächlich Identität und nicht Gleichnis. Nach anderen, ähnlich negativ verlaufenden Versuchen, die Entstehung der Metapher aus der Psyche der Primitiven zu begreifen (der Verfasser läßt dabei gelegentlich Bemerkungen, wie z. B. über den Ursprung des Anthropomorphismus fallen (S. 23), die auch für den Psychoanalytiker bemerkenswert sind), kommen wir zur

Fragestellung: »Gibt es im Leben des Einzelnen oder der Völker ein bestimmtes Verhalten, das gleich dem metaphorischen das Bewußtsein einer fiktiven Einstellung, einer Inkongruenz von Bezeichnung und Begriff im Sinne jener Verzerrung enthält?« Dieses Verhalten findet der Verfasser in der »pneumatischen Weltanschauung«, d. h. in der Tatsache, daß die Dinge der Außenwelt dem Primitiven verdoppelt als Objekt und als treibendes Etwas hinter dem Objekt erscheinen (S. 37). Als Außenwelt machen sich aber primär nur jene Gegenstände bemerkbar, die dem Ich einen Widerstand bieten, während die anderen, lustbringenden, in das erweiterte Ich einbezogen werden. Daher ist das Tabu älter als das Pneuma, die Vermeidung eine primitivere Reaktion als die Aneignung. Bisher können wir vielleicht zustimmend folgen. Wenn aber der Verfasser nun daran schreitet, die sogenannten »Gesetze« des »Pneumatismus« festzulegen (Pneuma ist nur ein neuer Ausdruck für »Essenz der Dinge«, »Mana« oder »Emanation»), so müssen wir sagen, daß diese fünf »Gesetze« einerseits Dinge enthalten, die jedem Ethnologen als selbstverständlich erscheinen müssen, anderseits aber dem Primitiven selbst wohl nie als bewußte Normen vorschweben (siehe S. 38, 39). Als typisches Vorbild des lebensfördernden Pneuma gilt der Atem des Menschen, während die Idee des lebenshemmenden Prinzips sich »an dem Bild der verpestenden Fortwirkung des Todes auf Lebendes und an der schleichenden Infektion des Giftigen« (S. 39) entwickelt haben mag. Der Verfasser gebraucht vielfach Wendungen, die inhaltlich oder formell an die Denkungsart der Psychoanalyse erinnern; »Verschiebung« kommt öfters vor, ähnlich auch »Doppelwertigkeit«, »doppelte Reaktionsweise« (d. h. Ambivalenz, in der Magie, S. 40, 41). Eine Hemmung, d. h. Tabu, heftet sich auch an das lebensfördernde Pneuma, z. B. an die mannbaren Jünglinge, an den Phallus (S. 43). Die Gesetze des Tabus sind wiederum die bekannten Assoziationsgesetze von Berührung, Ähnlichkeit, Kontrast. In dem tabuistischen Verhalten steckt schon etwas von jenem Fiktionsbewußtsein, welches zur Entstehung einer wirklichen Metapher notwendig ist, denn die Hemmung ist im Vergleich zum einfachen Davonlaufen schon eine Verheimlichung, eine Art Fiktion. Der Verfasser weiß auch, daß das Tabu nicht nur »als reiner Ausdruck der Furcht«, sondern auch »aus der Unterdrückung von biologisch gefährlichen Regungen« entsteht. Dann bietet das Tabu die Möglichkeit, innere Wünsche nicht zur Schau kommen zu lassen. Schon daß der Kampf mit sich selbst, der dieser Unterdrückung vorausgehen mag, sich nicht im Ausdruck spiegelt, bedeutet eine gewisse »Unaufrichtigkeit« (S. 49). Die Theorie Werners lautet nun, und diese Theorie wird auch mit aller wünschenswerter Exaktheit nachgewiesen, daß die Metapher aus dem Tabu entsteht als eine halbe Umgehung des Verbotes, indem man z. B. dem Zuschauer das Verbotene mit »offener

Heimlichkeit« doch mitteilt (S. 51). Wir sehen nun, daß der Verfasser beinahe vollkommen auf psychoanalytischem Boden steht, nur sagt er es ein wenig anders. Erstens erklärt er das Tabu aus der Verdrängung, dann die Metapher (Symbol) aus dem Tabu. Nur der topische Gesichtspunkt geht ihm ab; dafür ist ja aber ex definitione die Matapher eine Art Symbolbildung im Bewußtsein.

Da es sich hier nur um ein Referat handelt und nicht um eine allgemeine Theorie der Symbolbildung, wollen wir die Frage nicht erörtern, ob Metapher oder Symbol die primitivere Stufe darstellt. Immerhin können wir uns die Entwicklungsreihe sehr gut so vorstellen, daß zuerst eine Ersatzhandlung, d. h. die Verschiebbarkeit der motorischen Reaktion (wen die Urreaktion vor einem Widerstande weichen mußte) da war, diese dann auch in der Abwesenheit des Objektes (oder an einem Ersatzobjekt) zur Entladung gelangt, d. h. zum Ritus (Symptomhandlung) wurde, welcher wiederum im Unbewußten eine Spur hinterließ. Wird nun eine Vorstellung vom System Bewußtsein abgehalten, so regrediert sie auf diese unbewußte Spur, die eben sowohl von der Ur- wie auch von den Ersatzreaktionen gebahnt ist. Demnach ist die Vorstellung hier in einem Komplex enthalten, von dem sie nur einen Teil bildet; der andere Teil (Ersatzreaktion) gelangt nun in das System Bewußtsein und vertritt dort die Stelle des Urinhaltes. Bei der bewußten Symbolik (Metapher) wird eben der ganze Vorgang (Symbol und Verdrängung) bewußt, man weiß, was man sagen will, und auch, daß man es nicht will. Wenn das Schema Flucht-Verdrängung-Verurteilung aufrechterhalten werden soll, so müssen wir in der Metapher dem Symbol gegenüber jedenfalls eine sekundäre Erscheinung erblicken. Übrigens macht der Verfasser auch recht treffende Bemerkungen zum Verhältnis zwischen Flucht und Verdrängung. Die primitivsten der Naturvölker (gemeint sind Aäta, Toala, Wedda und ähnliche) sollen angeblich die Lüge (Methapherbildung, Symbolik) nicht kennen. »Da diese Völker ihre Furcht sofort motorisch abreagieren — sagt der Verfasser —, vermögen sie auch nicht jene primäre Form der Lüge zu entwickeln, die in einer Hemmung besteht« (S. 50). Hoffentlich wird der Verfasser nicht auf dem halben Weg zur Psychoanalyse stehen bleiben, allerdings leistet er auch so Bedeutendes. Setzen wir noch hinzu, daß im Buch ein reiches Material, insbesondere zur Sexualsymbolik der Naturvölker, enthalten ist, dann glauben wir, daß es sich wohl jeder Analytiker angelegen sein lassen wird, auch das Original heranzuziehen. Róheim.

0889-23

100

INHALT DES ERSTEN HEFTES:

BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, GES. M. B. H., WIEN V.